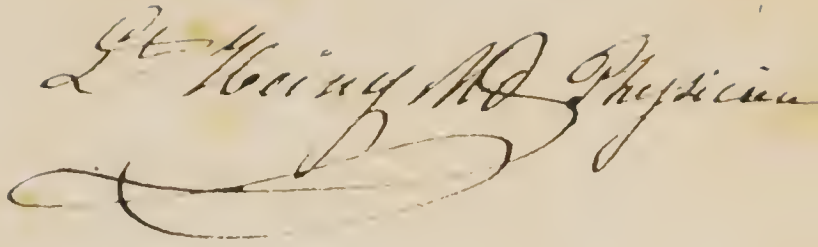
Say 231



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413910

BIBLIOTHÈQUE
de l'Hôpital bourgeoisial
FRIBOURG

Lith. Inst. v. B. Kehse & Sohn in Magdeb.

SAM. THOM. v. SÖMMERRING.

Medicinische

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernstem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt:

1. Charakteristiken:
2. Skizzen.
3. Medicinische Länder- und Völkerkunde.
4. Poesieen.
5. Miscellen.
6. Aphorismen.
7. Curiosa und Anekdoten.

Neuntes Bändchen.

Mit dem Bildnisse von S. T. v. Sömmerring.

Leipzig, 1842.
Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

„Das beste Ziel hat der erwählt,
Wer Heit'rem Nützliches vermählt."

Inhalt des neunten Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Anton de Häen. 3
S. T. v. Sömmerring. 17
Ignatz Fritz. 30
A. I. B. Parent-Duchatelet. 33

II. Novellen und Skizzen:

Der Parvenu. 43
Napoleon's letzte Krankheit und Tod. 54
Das Babel der mediciniſchen Nomenclatur; von weiland Dr. Bluff in Aachen. 64
Der Student der Medicin; v. P. Freudegaſt. 77
Die engliſche Naturforſcher-Verſammlung in Birmingham; aus dem Tagebuche eines deutſchen Naturforſchers. 88
Satyriſches Genrebild von dieſer Verſammlung; von Botz. 99
Cérémonie burlesque d'un homme, qu'on fait médecin; aus Molière, le Malade imaginaire. . 110

III. Mediciniſche Länder- und Völkerkunde.

Ueber die 3 Brennpunkte der Peſt: Alexandrien, Smyrna und Konſtantinopel. 127
Miscellanea aus Weſtindien; von Dr. Hille in Surinam. 150

IV. Poesieen:

Das Licht; von K. G. Neumann. 179
Auf dem Krankenlager; von demselben. 180
Der Sterbende; von demselben. 181

V. Miscellen:

Ferd. Jahn's Bild der ärztlichen Gegenwart. . . 185
Der April und seine Lehren; von Dr. Obscurus. . 188
Vorherbestimmung der wahrscheinlichen Temperatur der Wintermonate nach der Temperatur der entsprechenden Monate des vorhergegangenen Sommers. 192
Ueber die fortschreitende Organisation der militairärztlichen Einrichtung in Preußen. 194
Schilderung eines persischen Arztes; nach Fowler. 199

VI. Aphorismen: 201

VII. Curiosa und Anekdoten. 209

I.

Charakteriſtiken.

Anton de Haën.

Nach Van Swieten — dessen Leben und wohlthätigen Einfluß auf das Gedeihen der Wissenschaften, und vorzüglich der Heilkunde in Oesterreich wir zu Anfang des zweiten Bandes der Bibliothek unseren Lesern mitgetheilt haben — fesselt Antonius de Haen, Hofrath, kaiserl. Leibarzt und erster Professor der Wiener Universität, unsere ganze Aufmerksamkeit. Er war einer jener großen Aerzte unseres Vaterlandes, die eines europäischen Rufes genossen, und eine Zierde der Wiener Schule, als Sterne erster Größe am Horizonte der ärztlichen Wissenschaft glänzten. Ein Niederländer von Geburt (er ward geboren im Haag am 8. December 1704*) hatte er, gleich Van Swieten, das Glück, ein Schüler des großen Boerhave zu sein, von dem er mehrere unzweideutige Beweise von Achtung und Zuneigung erhielt. Dem echt hippokratischen Geiste und den Grundsätzen, die er in der Schule dieses größten Arztes seines Jahrhunderts eingesogen hatte, blieb de Haen durch seine ganze Lebenszeit so getreu, daß er da, wo es sich um neue Ansichten in der Heilkunde handelte, den Maßstab eigener Er-

*) Nach Stoll. K. Sprengel giebt 1711 als dessen Geburtsjahr an.

fahrung und die Strenge des prüfenden Selbstbeobachters anzulegen sich durchaus nicht scheute, und sobald seine Erfahrungen mit der Neuerung nicht übereinstimmten, dieselbe mit schonungsloser Offenheit männlich und unerschrocken bekämpfte. Diese, nur das Wohl der Menschheit und der Wissenschaft berücksichtigende Wahrheitsliebe hat ihn freilich zuweilen die Grenzen philosophischer Mäßigung und den ruhigen Ton wissenschaftlicher Erörterung überschreiten lassen, ja sogar in manche unangenehme persönliche Streitigkeiten verwickelt; aber es ist und bleibt immer erhebend, daß bei jedem öffentlich von ihm geführten Kampfe mit den berühmtesten Aerzten seines Zeitalters die Wissenschaft nicht nur gewonnen, sondern jedesmal eine seinem Herzen und Verstande Ehre machende Aussöhnung zu Stande kam, welche bewiesen hatte, wie sehr es de Haen mehr um die Sache als um die Person zu thun war. Wir werden später Gelegenheit haben, diese hier nur allgemein hingestellte Ansicht von de Haens Charakter durch Thatsachen zu beleuchten, und wollen zuerst nur Einiges über seine frühere Wirksamkeit in den Niederlanden, bevor er nach Wien berufen wurde, mittheilen. — Sobald er sich in Leyden die Würde eines Doctors der Medicin erworben, und auch in andern Studien der classischen Literatur die gründlichste Bildung angeeignet hatte, ging er nach seiner Vaterstadt Haag zurück, wo er durch zwanzig Jahre seine Kunst mit vielem Glück ausübte, und einen großen praktischen Ruf sich erworben hatte.

Durch diese Zeit hatte er oft, besonders während mehrerer Blatternepidemien, reichliche Gelegenheit, seine Menschenliebe und rastlose Thätigkeit in seinem Berufe zu beurkunden. Die Resultate seiner Erfahrungen in Holland, wie sie nach dessen Tode Stoll öffentlich bekannt machte, beweisen, mit welcher Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit und Scharfsinn er die an seinen Kranken gemachten Beobach-

tungen aufzeichnete, um sich selbst die redlichste Rechenschaft über die Gründe seines ärztlichen Handelns zu geben. Diese in früheren Jahren von ihm aufgezeichneten Beobachtungen zeichnen sich durch einen ganz eigenthümlichen Charakter, nämlich durch Wahrheitsliebe, durch einen lieblichen, ungekünstelten Styl und durch einen Geist aus, dem es mehr um die Sache und um Selbstbelehrung, als um pomphafte Worte zu thun ist. „In jener glücklichen Zeit" sagt Stoll, „kannte sein Gemüth noch nicht die traurigen Folgen jener rechthaberischen, gelehrten Streitigkeiten, die ihm in seinen spätern Jahren so manchen Verdruß zugezogen *). Als ich diese Schriften las, bedauerte ich gar oft, daß ein so vortrefflicher Mann, dem unermüdete Thätigkeit ein Bedürfniß — und welcher zum scharfen und treuen Beobachter gleichsam geboren war, in späteren Jahren von diesem Wege reiner, unbefangener Naturanschauung abgewichen, und in das Labyrinth literärischer Fehden sich verirrte. Ich halte daher das, was de Haen in seinen frühern Jahren, gleichsam nur zum eigenen Gebrauch, niedergeschrieben und gesammelt hatte, für weit gediegner, als Alles, was er später, wenn auch mit glänzenderem Style zu einer Zeit bekannt machte, wo er, gereizt durch Widerspruch, sich in Streitigkeiten einließ, und als Vertheidiger einer Sache, die viele andere Aerzte aufgaben, sich vom Strome der Beredsamkeit weit über die Grenzen der Wahrheit fortreißen ließ." — Welchen Werth de Haen selbst auf seine in früheren Zeiten aufgezeichneten Beobachtungen legte, beweiset der Umstand, daß er in seiner letzten gefährlichen Krankheit, in welcher der kaiserliche Leibarzt Störk ihn behandelte, diesem seinen literarischen Nachlaß, der meistens aus den in früheren Jahren geschriebenen Papieren bestand, zur Herausgabe empfahl.

*) „Animus alienissimus tunc temporis ab infausta litigandi lubidine, quae posteriores vitae annos notaverat."

Störk hätte diesen Wunsch de Haens erfüllt, und diese Beobachtungen sogar mit eigenen Zusätzen herausgegeben, wenn nicht seine Stellung als Leibarzt, und die vielen praktischen und Amtsgeschäfte ihn davon abgehalten hätten, so daß er dieses Geschäft dem berühmten Stoll überließ*). — De Haens Ruf verbreitete sich in seinem Vaterlande so sehr, daß ihn Van Swieten im Jahre **1754**, also in seinem **50**. Jahre, einlud, nach Wien zu kommen, um daselbst einen seinen Kenntnissen und Verdiensten angemessenen Platz einzunehmen, und ihn zugleich in dem großen Unternehmen, die mediciniſchen Studien unseres Vaterlandes zu reformiren, zu unterstützen; ein Unternehmen, welches die erhabene Kaiserin Maria Theresia begünstigte. De Haen folgte diesem ehrenvollen Rufe, und er konnte dieses um so vertrauensvoller, als er mit Van Swieten in derselben Schule Boerhave's gebildet, bei dem kaiserlichen Leibarzt den reinsten Eifer für den Ruhm der Wissenschaften und für die Förderung einer gründlichen Bildung junger Aerzte mit Recht voraussetzen konnte, und der Zuneigung Van Swietens gewiß war. Er ging nach Wien im Jahre **1754**, und ward daselbst zum ersten Professor der praktischen Medicin ernannt. De Haen entsprach vollkommen der hohen Meinung, die sein hoher Gönner und Freund von ihm hatte. Die praktische Arzneikunde ward durch seine Werke bereichert und vervollkommnet. Mit unermüdetem Fleiße beobachtete er den Verlauf der Krankheiten in dem seiner Obsorge anvertrauten Spital, und benützte seine Stellung als öffentlicher Lehrer nicht nur, um reine Hippokratische Grundsätze unter seinen Schülern zu verbreiten, sondern auch der gelehrten Welt die Resultate seiner Erfahrungen von Zeit zu Zeit in seinem Meisterwerke, Ratio medendi, mitzutheilen. Sein Ruf als Lehrer und Arzt zog viele Fremde nach Wien,

*) Stolls Vorrede zu de Haens opera posth.

und verschaffte ihm großes Vertrauen bei dem Publikum, obwohl er in letzterer Hinsicht mit manchen mediciniſchen Vorurtheilen und collegialiſchen Intriguen zu kämpfen hatte. Denn der praktiſche Wahnwitz der rohen Empirker verfolgte von je her ſtill und offen Alles, was nach Tiefe und Gelehrſamkeit nur entfernt riecht, und ſo machten auch die ſogenannten Praktiker die Kenntniſſe und Erfahrungen des neuangekommenen holländiſchen Arztes unter dem Vorwande verdächtig, daß er aus einem fremden Klima gekommen, und folglich zur glücklichen Ausübung der Kunſt in Wien weniger geeignet ſei. So oft de Haen in einer Conſultation der ewigen Naturgeſetze gedachte, und ſich dem Mißbrauche von Aderläſſen, Brech- oder Schweiß treibenden Mitteln aus Erfahrung und mit wiſſenſchaftlichen Gründen energiſch entgegenſetzte, gaben ihm jene Feinde aller mediciniſchen Aufklärung immer zur Antwort: „Das öſterreichiſche Klima will es ſo haben“*). Indeſſen gewann de Haen täglich mehr an Vertrauen. Seinen Erfahrungen verdankt die Wiſſenſchaft allererſt mehrere Aufklärung über die Entſtehung des Frieſels, indem er nachzuweiſen ſuchte, wie oft eine verkehrte Lebensordnung und der Mißbrauch ſchweißtreibender Mittel die Urſache des Frieſels ſei, und er trug auch hierdurch zu einer naturgemäßeren Behandlung der Wöchnerinnen bei.

Schon dieſe Behauptung war wegen der zu allgemeinen Ausdehnung, die ihr de Haen gab, Anlaß zu manchen Streitigkeiten mit den berühmten öſterreichiſchen Aerzten Quarin, Störk, Collin u. ſ. w., indem dieſe nachwieſen, daß der Frieſel auch bei kühlem Verhalten entſtehen könne; aber die nächſte Veranlaſſung zu einem weit größeren und auch den Nichtarzt intereſſirenden gelehrten Streite gab de Haen, als er im Jahre 1757 als ein mächtiger Gegner

*) Zimmermann, von der Erfahrung. Kap. 3.

der Impfung mit natürlichem Menschenblatternstoff (Inoculation) auftrat**). Wie sehr die Wahrheit, trotz aller Hindernisse, endlich doch durchdringt, beweiset der merkwürdige Umstand, daß in Oesterreich, wo die heilsame Erfindung der Inoculation, und später Vaccination mit dem größten Eifer, und dem größten Kostenaufwande vom Staate aus eifrig befördert wurde — daß gerade in diesem Staate die ersten Reformatoren der Medicin und beide Leibärzte der erhabenen Maria Theresia die erklärtesten Gegner der Einimpfung waren. Obwohl Beide durch ihr Ansehen und ihren Einfluß die Ausbreitung der Einimpfung in unseren Staaten hinderten, so erkannte die menschenfreundliche Kaiserin dennoch die große Wohlthat der Inoculation; und nach Van Swietens Tode wurde nicht nur diese Operation bei den erhabenen Kindern der Kaiserin vorgenommen, sondern auch ein eigenes Spital errichtet, wo die Kinder armer Aeltern unentgeldlich geimpft wurden. Dieses großmüthige Beispiel und die Anerkennung der Impfung vom Kaiserhause aus, gab der guten Sache den wohlthätigsten Impuls. Aber die literarische Fehde de Haens dauerte fort. Der als gelehrter Arzt und Volksschriftsteller berühmte Tissot trat zuerst gegen ihn in einem öffentlichen Schreiben auf**), um die Wohlthat der Impfung zu vertheidigen.

In der Einleitung zu diesem, mit aller Würde und Gelassenheit geschriebenen Briefe, auf dessen medicinischen Inhalt wir uns hier nicht einlassen können, sagt Tissot: „Der Umstand, daß Sie sich zur Partei der Gegner der Impfung geschlagen haben, hat mich sehr betrübt, weil ich weiß, welchen lähmenden Einfluß ihre gewichtvolle Stimme auf die Verbreitung der neuen Methode haben wird. Zit-

*) Quaestiones supra methodo inoculandi variolas. Viennae 1757.

**) Lettre à Mr. De Haen en réponse à ses questions sur l'inoculation. Vienne 1759.

ternd und voll Begierde las ich ihre Schrift, indem ich fürchtete, darin unauflößliche Zweifel vorzufinden; aber freudig war ich überrascht, meiner Ueberzeugung getreu bleiben zu können. Fürchten Sie nicht die mit literarischen Streitigkeiten gewöhnlich verbundenen Unannehmlichkeiten. Ich bin Ihnen mit aller Achtung, Liebe und Dankbarkeit zugethan, die ich Ihnen als meinem Lehrer schuldig bin. Alle Ihre Werke, besonders die letzteren, die Frucht der schönsten und humansten Anstalt, sind eine Schule, in der alle Aerzte, und ich noch mehr als Alle, lernen können. Wir werden zugleich die größten Widersacher und die intimsten Freunde sein." In diesem Schreiben, welches Tissot absichtlich in französischer Sprache schrieb, um ihm beim größeren Publikum Eingang zu verschaffen, suchte de Haen in einem gleichfalls französisch abgefaßten Briefe*) die Tissot'schen Gründe zu widerlegen, und er wendete alle nur mögliche Gelehrsamkeit, Autoritäten, eigene und fremde Erfahrung an, um die Impfung von ihrer Schattenseite darzustellen.

Vorzüglich wirft er seinem Gegner Tissot vor, daß dieser die Frage: „Ob die Einimpfung in Bezug auf das göttliche Gesetz erlaubt sei?" zu kurz abfertige, und daß Tissot den gefährlichen Grundsatz aufstelle: Bei jeder Frage, wo es sich um das Gesetz Gottes und um den Nutzen der Gesellschaft handelt, müsse man immer mit der Untersuchung des Letzteren anfangen, und sobald dies geschehen, sei man über das Erstere bald einig. Uebrigens ersucht er ihn, jeden etwas zu heftigen Ausdruck zu verzeihen, wünscht die Fortsetzung seiner Freundschaft, und schließt mit den bemerkenswerthen Worten: Cette différence ne doit pas aliéner nos coeurs." Wer diese Schrift de Haens mit Aufmerksamkeit lieset, muß die Fülle seiner Gelehrsamkeit, den Reichthum seiner Erfahrung, die Schärfe seiner Argumentationen, die

*) Refutation de l'inoculation. Vienne 1759.

detaillirte Analyse der kleinsten Umstände, und die feine Benutzung jeder für seine Ansicht sprechenden Thatsache bewundern, wenn man auch nicht seiner Ansicht beitritt. In diesen Streit wurde später der berühmte Breslauer Arzt und Schriftsteller Tralles mit hineingezogen, der in einem Briefe an Sulzer*) die Inoculation vertheidigt, sie vorzüglich vom religiösen Standpunkte beleuchtet, und von de Haen sagt: „Ich kann es mit Worten nicht ausdrücken, wie sehr ich die ausgebreitete Gelehrsamkeit, den unermüdeten Fleiß dieses Mannes bewundere, mit dem er die Befehle seiner Monarchin, um Künste und Wissenschaften zu erweitern, vollzieht, und wie reichen Nutzen mir das Studium seiner Werke gewährt; aber er räumt den religiösen Gründen gegen die Impfung mit Unrecht zu viel ein u. s. w." Auf diesen Brief antwortete de Haen in einem Schreiben**) worin er seine früheren Einwürfe wiederholte, und Tralles gab ihm in einer Replik gar Vieles nach. —

De Haen stellte auch viele Versuche an, um die Todesart der Ertrunkenen zu bestimmen, und machte sich hierdurch um einen Theil der medicinischen Polizei sehr verdient. —

Ein anderer höchst lebhaft geführter Streit war der, welchen de Haen mit Haller geführt hatte. Er betraf die neuen Ansichten Haller's über Empfindlichkeit und Reizbarkeit gewisser Membranen im menschlichen Körper. Da dieser Streit einen Gegenstand betrifft, der mehr dem Arzte Interesse gewährt, so übergehen wir ihn, und theilen nur hierüber Folgendes mit:

Boisseau***) sagt: Der hohe Posten, den de Haen durch so lange Zeit sowohl bei Hofe, als auch als öffentlicher Lehrer begleitete, gab seinem Charakter und seinem Geiste

*) De methodo medendi Variolis. Vratislaviae 1761.

**) Responsio ad Tralles epistolam apologeticam.

***) Biographie médicale art. de Haen.

ein ganz eigenthümliches Gepräge. Er ward gegen Widerspruch empfindlich, gegen fremde Meinungen unduldsam, und sein sichtbares Streben, in der Heilkunde den Ton anzugeben (de commander à l'opinion) hing offenbar mit dem Umstande zusammen, daß er von den ihn zunächst umgebenden Aerzten verwöhnt wurde, seine Aussprüche gleichsam wie ein Orakel zu verehren. So kam es, daß sein Ton gegen Haller anfangs etwas zu stark (peu mesuré), und nicht mit jener anständigen Urbanität und würdevollen Haltung verbunden war, die man mit Recht von einem Manne, der am Hofe lebte, erwarten konnte. Dennoch hat Haller dießfalls keine Klage gegen den kaiserlichen Leibarzt laut werden lassen, und jede persönliche Reibung zu vermeiden gesucht. Aber in seiner Unterredung mit dem höchstseligen Kaiser Joseph konnte er diesem Fürsten den unangenehmen Eindruck nicht verbergen, den das Betragen seines Leibarztes auf ihn machte. Man muß jedoch zur Ehre beider Gelehrten sagen; daß sie später sich aussöhnten, sich mit der größten Hochachtung begegneten, und endlich die innigsten Freunde wurden. De Haen erkannte die Verdienste Haller's um die theoretische Medicin an, und dieser gestand jenem das Uebergewicht in der praktischen Würdigung gewisser Lehrsätze. Im 12. Bande seiner Ratio med. p. 272 sagt de Haen von Haller: „Ich halte ihn für einen Mann, der die höchste Verehrung jedes wahren Jüngers der Kunst und den Namen eines unermüdeten Beförderers unserer Wissenschaft mit allem Rechte verdient. Ich habe einst gegen ihn geschrieben, weil ich es thun zu müssen glaubte; aber so unlieb dies mir ist, so freue ich mich dennoch, es gethan zu haben, weil ich hierdurch Veranlassung zu mehreren seiner näheren Erörterungen war, und dadurch allen Jenen, die seinen tiefen Geist nicht begreifen konnten, allen Vorwand zu kühnen, praktischen Folgerungen abgeschnitten habe. So mancher harte Ausdruck ist mir, ich bekenne es offen, gegen ihn entfallen; aber

wie schwer ist dieß da zu vermeiden, wo es sich um das höchste Gut der Menschheit, um die Abwendung einer allgemeinen Gefahr, die der Gesellschaft droht, handelt. Auch in seinen und meines berühmten Gegners Tissot Schriften findet sich manches herbe Wort gegen mich; wir wollen aber alles Persönliche als nicht geschrieben, wenigstens nicht als in böser Absicht geschrieben betrachten." — Wenn man die Briefe de Haens an Haller*) liest, so wird der Freund friedlicher Erörterung in der Wissenschaft höchst erfreut, die wechselseitige Liebe und Achtung zu sehen, mit denen sich beide große Männer später begegneten. De Haen legt nicht nur das offene Bekenntniß seiner allzu raschen Heftigkeit ab, sondern ertheilt dem damals an Steinbeschwerden kranken Haller, der ihn zu Rathe zieht, mit aller Herzlichkeit seine Ansicht über die besten Mittel zur Herstellung seiner Gesundheit mit, und mit aller Zärtlichkeit dringt er in Haller, ihn nur recht oft über seinen Gesundheitszustand durch Expressen (singulo tabellario) in Kenntniß zu erhalten. „So viel Geschäfte ich immer durch meine Stellung als Leibarzt, Lehrer, Schriftsteller und praktischer Arzt haben möchte," schreibt er an Haller — „wenn mich auch die Tagsgeschäfte ganz in Anspruch nehmen und meine Zeit verschlingen — so sollen die Nächte ihnen gehören"**). In einem anderen Briefe schreibt er: „Lassen Sie uns, endlich ausgesöhnt, der Wahrheit allein opfern, ihr allein unsern Geist, unsere Kräfte, Muse, kurz unser ganzes Ich widmen! Lassen Sie uns die eitle Sterblichkeit ausziehen, nur an der Wahrheit Freude finden, sie aus reiner Quelle schöpfen, und in deren ewigen Anschauung uns verlieren." — Wie erhebend ist das

*) Epistol. ab erud. vir. ad Haller, ep. 280, 327, 334.

**) Si me dies absorbent totum, noctes Halleri erunt. Ep. 327.

Schauspiel der Eintracht solcher Männer! Wie viel gewinnt die Wissenschaft und die leidende Menschheit dabei. — Eine ähnliche herzliche Aussöhnung kam zwischen Tralles und de Haen zu Stande. In einem Schreiben an den kaiserlichen Leibarzt Störk*) sagt der liebenswürdige und fromme Tralles: „Mit wahrer Betrübniß habe ich die Nachricht vernommen, daß mein geliebter de Haen nach einer dreimonatlichen, sehr schmerzhaften Krankheit, endlich einer alle Kunst verschähenden Engbrüstigkeit erlegen sei. Ich hatte schon lange vorher vernommen, daß er schwer erkrankt sei, und war beinahe auf dessen Tod schon vorbereitet. Aber wie groß war meine Freude und mein Entzücken noch vor wenigen Wochen, von dessen eigener, obwohl schon zitternder Hand — er war sonst ein Kalligraph — ein kurzes Briefchen zu erhalten, und daraus nebst dem erfreulichen Beweise, daß er noch lebe, auch noch die Versicherung seiner ewigen Freundschaft, und den Wunsch, zu ersehen, daß ich recht bald antworten möge. Aber diese meine Freude war leider nur von kurzer Dauer. Der Tod hat ihn hingerafft, ihn, der nicht nur die Zierde der Wiener Schule, sondern auch der Lehrer aller Aerzte, selbst in den entferntesten Ländern — der Apollo aller Kranken, die mit dem festesten Vertrauen zu ihm ihre Zuflucht nahmen — und mein treuester und redlichster Freund war. Seitdem zwischen mir und ihm ein mit aller Würde geführter Streit über die Einimpfung der Blattern entstand, hat er seine Freundschaft gegen mich verdoppelt, und öffentlich erklärt, daß er mit Bruderliebe und ewiger Zuneigung mir anhänge.

Da er mich persönlich nicht kannte, so nahm ich einst auf der Reise nach Wien den Namen eines Breslauer Kaufmanns an, und ging zu ihm. Er sprach von mir mit so vieler Theilnahme und Freundschaft, daß ich die-

*) Tralles, de usu Vesicantium in der Zueignungsschrift.

se Maske alsogleich wegwarf, er mich, der ich die Thränen nicht zurückhalten konnte, herzlich umarmte, und mit aller Zärtlichkeit überhäufte. Wie viele süße Stunden habe ich dann in seiner Gesellschaft zugebracht! Aber sie kommen nicht wieder! Ich habe an ihm einen Freund verloren; die Universität, die ganze gelehrte Welt betrauert seinen Verlust. Er liebte die Wahrheit über Alles; sein Ruhm als Arzt und Gelehrter wird niemals untergehen. Seine Thätigkeit, seine Verdienste und sein frommes Leben werden im Himmel ihren Lohn finden." — So sprach ein Mann von de Haen, der mit ihm in literarischem Streite verwickelt war. Kann es ein schöneres Zeugniß für de Haen geben? —

Wir können uns hier nicht tiefer in die großen Verdienste de Haens um die Erweiterung der Heilkunde einlassen. Sie sind jedem gebildeten Arzte ohnehin bekannt, und für den Nichtarzt wären sie ohne Interesse. Wir schließen daher diese Skizze mit einigen Urtheilen französischer Aerzte über de Haen: Eloy*) sagt: „Ich frage, ob der Eifer de Haens für die Fortschritte der Heilkunde, ob die Thätigkeit, die er entwickelt, und die Einrichtungen, die er getroffen, um zu diesem Zwecke zu gelangen — ob der Erfolg seiner Unternehmungen, die er durch seine Lehre förderte — nicht verdienen, daß man ihm die Verirrungen verzeihe, die man ihm oft mit zu großer Strenge vorwirft." Im Iournal de Médecine, Octobre 1776, heißt es: de Haen arbeitete mit einem bewunderungswürdigen und unermüdeten Eifer, um die Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft und Kunst zu erweitern. Leider hat es seinem Rufe geschadet, daß er in seinem Werke über die Magie eine allzugroße exaltirte Imagination vorwalten ließ." — Desgenettes sagt**) über den Charakter

*) Dictionaire historique Art. Haen.

**) Biographie mèdicale Art. de Haen.

de Haens: „Unbekannt mit den Formen und den äußeren feinen Wendungen, die uns so leicht das Wohlwollen Anderer erwerben, hat de Haen seinen großen Ruf nur seinen Verdiensten als Arzt zu verdanken. Man hat ihm einen etwas harten Ton in mehreren gelehrten Streitigkeiten vorgeworfen, in welchen sein ernster Geist alle persönliche Rücksicht Dem, was er für wahr hielt, aufopferte. Dessen ungeachtet besaß er in einem hohen Grade alle Eigenschaften eines guten, wohlthätigen Menschen und treuen Bürgers; und er ward auch sehr innig betrauert, als er seine langjährige und thatenreiche Laufbahn vollendete." De Haen starb am 3. September 1776 in seinem 73. Jahre, und zwar in seinem Hause, Wieden Nr. 132. Der berühmte Vicqd'Azyr sprach in der französischen Akademie öffentlich sein Eloge, die wir aber leider nicht zu Gesicht bekommen konnten. Wir bemerken nur noch, daß de Haen mit dem als Arzt, Schriftsteller, comes Archiatorum und Präses der Facultät berühmt gewordenen Nachfolger Van Swietens, Antonius Störk wegen eines literarischen Streites über die Heilkräfte des Schierlings in unangenehme Berührung kam, ja sogar (wie sich Sprengel ausdrückt) bei dieser, aus Privatursachen entstandenen Streitigkeit sich übereilt habe; daher ist es einigermaßen erklärlich, daß Störk in einer Schrift, die er 1775 herausgab, und worin er die Einrichtungen der Wiener Universität mittheilt, mit ziemlicher Lauheit von de Haen spricht, während er vom Lobe Van Swietens überströmt. — Dessen ohngeachtet hatte er während seiner letzten Krankheit sich ganz der Behandlung Störks überlassen, demselben seinen literarischen Nachlaß übergeben, und dieser würde gewiß, wie schon oben erwähnt, diese Schriften mit eigenen Zusätzen bereichert, herausgegeben haben, wenn er die Zeit gefunden hätte, so daß Stoll dieselben herausgab.

Wir bedauern, daß der Briefwechsel zwischen Van Swieten und de Haen, dessen Stoll erwähnt, nicht näher bekannt geworden ist, indem derselbe gewiß manchen Beitrag zur Geschichte der Kunst und der Zeit, in der de Haen lebte, so wie seines eigenen Lebens enthalten mag.

Samuel Thomas v. Sömmerring.

Geehrt von den Großen der Erde, anerkannt als Anatom und Physiolog des ersten Rangs, berühmt als einer der fruchtbarsten Schriftsteller Deutschlands, geliebt und geachtet von einer zahllosen Menge der angesehensten Männer aller Klassen, verdient Sam. Thom. v. Sömmerring unter die ausgezeichnetsten Männer der letztvergangenen Zeit gerechnet zu werden, und wenn der Tag, wo der glückliche Greis sein funfzigjähriges Doctor-Jubiläum beging, ein Tag der Feier für ganz Deutschland war, so sei es mir auch erlaubt, ihn in diesem, den Verdiensten der ausgezeichnetsten Aerzte aller Jahrhunderte geweihten Werke, unter Deutschlands Aerzten und Naturforschern der letztvergangenen Zeit, zuerst auftreten zu lassen.

Sam. Thom. v. Sömmerring, geboren den 28. Januar 1755 zu Thorn, in Preußen, war der Sohn des dortigen praktischen Arztes und Stadtphysikus Joh. Thomas Sömmerring, welcher schon frühzeitig den zarten Knaben zu Leichenöffnungen mit sich nahm, und so die Liebe zur Anato-

mie in ihm erweckte, welchen Zweig der medicinischen Wissenschaft er mit dem größten Eifer ergriff und ihm sein ganzes Leben widmete. Von den vorzüglichsten Lehrern auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unterrichtet, erhielt sein jugendlicher Geist eine ausgedehnte Bildung, und es wurde in ihm jene Liebe zur ächten Wissenschaftlichkeit begründet, die sich in allen seinen Schriften so glänzend ausspricht. So vorbereitet bezog Sömmerring die Universität Göttingen, wo er den Unterricht Baldingers und Wrisbergs genoß und einer der ersten Schüler Blumenbachs wurde, der damals kaum seine akademische Laufbahn als Docent begonnen und jetzt als Nestor der deutschen Naturforscher seinen Freund und Zögling überlebte. Nicht erst viel versprechend, schon viel leistend, beschloß Sömmerring seine akademischen Studien. Nicht gar lange zuvor hatte sich Camper gegen Albin beklagt, daß man noch keine genaue Kenntniß des Zusammenhanges der Nerven mit den Gehirntheilen habe. Sömmerring strebte das zu erfüllen, was zwei so große Kenner als Bedürfniß der Anatomie ausgesprochen hatten, und mit welchem Erfolg er in seiner Inaugural-Dissertation, de basi encephali et originibus nervorum cranio egredientium, die er am 7. April 1778 zu Göttingen vertheidigte, diese Aufgabe gelöst, ist allgemein bekannt. Schnell breitete sich der Ruhm des Werks und seines Verfassers in Europa aus, so daß, als Vicq d'Azyr einige Zeit darauf die Anatomie des Gehirns malend und beschreibend darlegte, er sein kostbares Werk durch die wichtigsten der von Sömmerring gegebenen Abbildungen zu zieren glaubte, weil man nichts Vollkommeneres zu geben im Stande sei. Sömmerring besaß das dem Anatomen durchaus nothwendige Talent, seine gemachten Entdeckungen durch Abbildungen eben so sicher als lehrreich zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, in hohem Grade, und die drei Kupfertafeln, welche seine Dissertation zieren, sind von ihm selbst nach der Natur treu und lehrreich gezeichnet.

So aufs ruhmvollste mit dem akademischen Lorber gekrönt, machte Sömmerring eine Reise nach England, wo er in Edinburg bei Al. Monro Anatomie hörte, dort präparirte und sich vorzüglich mit Injiciren der Lymph-Venen beschäftigte. In London besuchte er vorzüglich die Vorlesungen der beiden Brüder W. und J. Hunter. Nachdem er zwei Jahre den Unterricht dieser durch ihren Untersuchungsgeist und durch die Originalität ihrer Ansichten ausgezeichneten Männer genossen, ging er über Holland nach Hessen-Cassel, wo er am Collegium Carolinum, im Jahr 1779, als Professor der Anatomie angestellt wurde. Auf dieser Reise hielt er sich bei P. Camper in Franecker auf, der ihn wie seinen Sohn aufnahm, ihm in seinem Hause eine Wohnung einräumte, ihm seine reiche Sammlung zur freisten Benutzung überließ, und ihm seine Manuscripte und Zeichnungen mittheilte. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Einfluß der vertrauliche Umgang mit diesem, sowohl als Gelehrter wie als Staatsmann ausgezeichneten Manne, auf Sömmerring hervorbringen mußte, und die Erinnerung an diese herrlichen Tage blieb ewig in seinem Gedächtniß aufbewahrt.

Obgleich der Wirkungskreis, welchen Sömmerring in Cassel betrat, für seine umfassende Ausbildung nicht angemessen war, so bot er ihm doch die Gelegenheit dar, seinem Lieblingsfache ungestört leben zu können. Diese Epoche seines Lebens ist als die anzusehen, wo er das mit rastlosem Fleiße und großer Umsicht Gesammelte in sich zu einem Ganzen geistig verarbeitete, und so das Große vorbereitete, welches er im Bereiche der medicinischen Wissenschaft zu leisten bestimmt war. Bei Gelegenheit der Einweihung eines neuen anatomischen Theaters machte er auf die Wichtigkeit der bis auf seine Zeit von den Anatomen vernachlässigten Lymphgefäße aufmerksam, und beschrieb die auf dem anatomischen Theater zu Cassel und später nach Marburg gebrachten Mißgeburten und gab getreue Abbildungen davon,

welches Werk er aber erst später in Mainz herauszugeben Gelegenheit hatte.

Im Jahr 1784 wurde Sömmerring an die vom Kurfürsten Karl Friedrich gestiftete Universität in Mainz berufen, und betrat hier einen in jeder Hinsicht seines großen Geistes und inneren Schaffungskraft würdigen Schauplatz. Hier lebte er im Verein mit den geistreichsten Männern, hier sah er sein reges Streben gewürdigt und anerkannt, und hatte die Freude sich von Schülern umringt zu sehen, die seine Vorträge begierig aufnahmen und seine Ideen weiter fortbildeten. Jene sorgenfreie Muse, welche allein der geistigen Thätigkeit zusagt, bewog auch ihn zur Herausgabe mehrer geistreicher Schriften. So bereicherte er die vergleichende Anatomie der verschiedenen Menschenraçen durch seine Schrift über die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer, welche er seinem vertrauten Freunde, dem Welt- und Menschenkenner Georg Forster widmete, mit welchem er in Cassel in inniger Freundschaft sich verbunden hatte; und erfreute das ärztliche Publikum durch seine Schrift vom Hirn und Rückenmark, worin er den Bau dieses geheimnißvollsten Gebildes des menschlichen Organismus mit einer bisher nicht gekannten Genauigkeit und Deutlichkeit beschrieb. Aber das Hauptwerk, zu welchem sich Sömmerring während seines Aufenthalts in Mainz entschloß, bestand in der Herausgabe eines das Ganze der Anatomie umfassenden, ausführlichen Werks, welches, Anatomie und Physiologie zweckmäßig vereinend, die Wahrheiten von der Einrichtung des menschlichen Körpers vollständig, ohne alle Abschweifungen und in einem bündigen Zusammenhang enthalten sollte. In diesem Werke (vom Baue des menschlichen Körpers) sonderte er das Allgemeine von dem Besonderen ab, und begründete auf diese Weise die allgemeine Anatomie. Er theilte darin viele neue Ansichten und Entdeckungen in den verschiedenen Zweigen dieser Wissenschaft mit. So macht er in der Osteologie in-

teressante Bemerkungen über die Verschiedenheit der Knochen bei verschiedenen Nationen, Altern, Geschlechtern, giebt den Nutzen der Saugadern zur Bildung der Knochen an, und theilt eine treffliche Abhandlung über die Zähne mit. In der Angiologie muß man die klassische Beschreibung des Herzens bewundern und des Verfassers Meinung theilen, daß sich in die Substanz des Herzens fast gar keine Nerven verlieren. Bei der Lehre vom Kreislauf giebt er die Hülfsmittel an, die außer dem Antriebe des Herzens das Blut fortbewegen, und beschreibt die Saugadern ganz unvergleichlich. Aber das nec plus ultra aller anatomischen Beschreibung ist die Lehre vom Gehirn und den Nerven. In der fünf Jahre später erschienenen Lehre von den Eingeweiden, setzt er den Nutzen der Lungen zur Erhaltung der gleichförmigen, thierischen Wärme auseinander, giebt eine genaue Erklärung der Sprache und des Mechanismus beim Aussprechen der Buchstaben, und eine musterhafte Beschreibung des Bauchfells und aller seiner Anhänge.

Während Sömmerring so in ungestörter Muße die medicinische Wissenschaft zu bereichern strebte, brachen im westlichen Nachbarstaate die Schrecken jener furchtbaren Revolution aus, welche auch bald über Mainz hereinstürmen und den friedlichen Musensitz, die stille Wiege seiner geistigen Bestrebungen zerstören sollten. Aber wenn ein freundlicher Genius Sömmerring bisher auf seiner ganzen Lebensbahn schützend begleitet hat, so offenbarte er sich auch in dieser kritischen Periode, wo ihm sein stiller Friedenssitz und der Kreis liebender Freunde entrissen wurde, indem er ihm kurz zuvor die liebende Gefährtin zugeführt, die ihm nach der Zertrümmerung seines ruhigen Glücks, ein friedliches Asyl für die Stürme des Lebens und einen sichern Ruhepunkt für seine literarischen Arbeiten bereiten sollte. Er vermählte sich nämlich im Jahr **1792** mit Margaretha Elisabetha Grunelius, aus einem der angesehensten Handelshäuser in Frankfurt am

Main, die sich sowohl durch Anmuth als geistige Bildung und edlen, sanften Charakter auszeichnete.

Nach der Wiedereinnahme von Mainz kehrte er noch einmal dahin zurück, kam aber bald um seine Entlassung ein, die er auch erhielt, und lebte von nun an in Frankfurt, heiter im Kreise seiner Familie, den Wissenschaften. Hier vollendete er sein Werk vom Baue des menschlichen Körpers, und seine mit gediegenen Gründen unterstützte Meinung, daß die Substanz des Herzens von Nerven entblößt sei, machte allgemeines Aufsehen. In kurzer Zeit auf einander erschienen: eine Schrift über das Organ der Seele, welches er in der dunstförmigen Flüssigkeit der Hinhöhlen sucht, deren Wände sich nie berühren und die Ursprünge oder Gehirnenden der Nerven enthalten, welche von derselben unaufhörlich bespült werden, so wie diese wieder wechselsweise auf die Flüssigkeit der Gehirnhöhlen wirken; tabula sceleti feminini juncta descriptione; die sehr lehrreichen Abbildungen menschlicher Embryonen; eine Reihe von Darstellungen der Eigebilde im Menschen von der frühesten Zeit bis in den dritten Monat, und dann die durch Genauigkeit und Eleganz Alles, was je von anatomischen Darstellungen geliefert worden, weit übertreffende Abbildung der Basis des Gehirns. Endlich erschienen die Abbildungen des menschlichen Auges, welchen nach und nach die der übrigen Sinn-Organe folgten, die durch ihre hohe Vollendung im Gebiete der anatomischen Literatur ihres Gleichen nicht finden. Aber neben den vielseitigen und trefflichen Leistungen für die Anatomie und Physiologie des Menschen, beschäftigte er sich noch besonders mit vergleichender Anatomie, und wendete seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Untersuchung und Erklärung thierischer Ueberreste aus der Vorwelt.

So lebte Sömmerring eine Reihe von Jahren ruhig im Kreise seiner Familie den Wissenschaften, und gönnte sich der thätige Gelehrte bei so vielen Arbeiten eine Erholung, so

ging er auf Reisen, wo er neue interessante Bekanntschaften zu knüpfen Gelegenheit hatte, und was ihm außer der Aufheiterung auch so manche Belehrung gewährte. Seine Gemahlin hatte ihn mit einem Sohne und einer Tochter beschenkt, an welchen er mit zärtlicher Liebe hing. Ersterer, Ditmar Wilhelm Sömmerring, geb. 1793, wurde unter Karl Ritters, des berühmten Geographen Leitung in Frankfurt erzogen, studirte 1812 — 16 in Göttingen, wo er auch den Doktorhut erhielt, zeichnete sich durch seine Dissertation de oculorum hominis animaliumque sectione horizontali commentatio etc. Goett. 1818, vortheilhaft aus, und lebt gegenwärtig als geschätzter Arzt und vorzüglich als bekannter Augenarzt in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main.

Als der höchstselige König Maximilian Joseph von Baiern den Entschluß faßte, die Akademie der Wissenschaften zu München neu zu beleben und ihr eine bedeutende Rolle im Staate anzuweisen, wurde auch Sömmerring zum Mitwirken zu dieser großen Absicht nach München berufen, und reiste im Jahr 1805 dahin ab, wo er sich durch sein rastloses Streben und Wirken des hohen Vertrauens würdig bewies, womit ihn der König beehrt hatte. Spät und im Alter schon vorgerückt, sehnte sich Sömmerring nach Ruhe, und kehrte im Jahr 1820 in den Schoos seiner Familie nach Frankfurt zurück, wo er fortwährend thätig sich mit den medizinischen und physikalischen Wissenschaften beschäftigte. Während seines Aufenthalts in München kam er mit Cuvier in nähere literarische und freundschaftliche Verbindung, indem er nämlich dessen Meinung, daß der Pterodactylus ein Reptile sei, in den Münchner Denkschriften von 1810 förmlich bestritt, und ihn im Gegentheil zum Fledermausgeschlecht rechnete. Sie blieben darüber bis zuletzt verschiedener Meinung, wurden aber nichts desto weniger Freunde, und theilten sich regelmäßig alle ihre Forschungen über Fossilien-Thiere mit. Cuvier bildete manches ihm von Söm

merring zum Bekanntmachen überlassenes werthvolles Stück in seinem classischen Werke über Fossilien ab, wie z. B. zwei Bärenschädel und kopirte andere von Letzterem schon beschriebene. Dagegen sandte ihm Cuvier nicht nur sein Werk, sondern auch treffliche Paläotherien- und Anaplotherien-Knochen, nebst vielen Abgüssen fossiler Gegenstände, welche gegenwärtig im Senkenbergischen Museum mit Cuviers Dedication an Sömmerring aufgestellt sind.

Wenn wir Sömmerring auf seiner großen Lebensbahn von einem fast nie getrübten Glücke begünstigt gesehen haben, so sollte ihm als Greis auch noch der feierliche Tag entgegen glänzen, an welchem er sein funfzigjähriges Doktor-Jubiläum feiern, und die thätigsten Beweise der wahrhaftesten Hochachtung des ärztlichen Publikums von ganz Europa empfangen sollte. Am 7. April 1828 waren funfzig Jahre verflossen, daß Sömmerring in Göttingen die Doctorwürde erhalten hatte, und wenn dieser Tag ein hoher, bedeutungsvoller für ihn und seine Familie war, so wurde er auch als ein Tag der Feier für ganz Deutschland angesehen, denn eine große Anzahl von Aerzten, Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern vereinigten sich zur würdigen Begehung dieses Tages eine Medaille prägen zu lassen, welche auf der einen Seite Sömmerrings Brustbild, auf der andern die Basitz des menschlichen Gehirns darstellend, noch die fernen Nachkommen belehren sollte, wie innig und allgemein Sömmerrings Verdienst um die Wissenschaft in Deutschland anerkannt worden sei.

Noch beinahe zwei Jahre lebte im beseligenden Bewußtsein Gutes in Fülle gewirkt und sein Leben dem Wohle der Menschheit und der Vervollkommnung der Wissenschaft geweiht zu haben, der ehrwürdige Greis sich und den Seinigen. Aber in der Mitte des Januar 1830, nachdem er in diesem harten Winter durch Beobachtung der Sonnenflecken seiner Gesundheit geschadet, trat plötzlich eine Entkräftung ein, wel-

che Mutter Natur herbeigeführt zu haben schien, um dem müden Greise seinen letzten Wunsch, einen sanften Tod, zu gewähren. An einem heiteren Tage, den 2. März 1830, während die Sonne ihn freundlich beschien, hörte er plötzlich zu athmen auf, und beschloß ohne Kampf, ohne seine freundliche Miene zu verändern, im fünf und siebenzigsten Jahre den Lauf seines thätigen Lebens.

Wenn wir bisher Sömmerring auf seiner glücklichen Lebensbahn begleitet und ihn am Abend seines Lebens von ganz Deutschland geschätzt, verehrt und gehuldigt erblickt haben, so wollen wir, bevor wir zur vollständigen Aufführung seiner Schriften übergehen, die vortreffliche Charakteristik mittheilen, womit Döllinger in seiner Gedächtnißrede auf Sömmerring, die er in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München den 25. August 1830 gehalten, und welche ich zur Abfassung dieses Artikels vorzüglich benutzt habe, ihm ein dauerndes Monument gesetzt hat. „Wenn wir auf das Gesagte zurück blicken, so kann es uns nicht entgehen, wie zwischen dem, was von den vorzüglichsten Leistungen Sömmerrings in der Literatur bisher angeführt wurde, und zwischen den Hauptperioden seines ehrenvollen Lebens, eine bemerkenswerthe Harmonie obwaltet, wodurch seinen Werken und Schriften nach den verschiedenen Zeiten, in denen sie erschienen, das Gepräge eines eigenthümlichen Charakters aufgedrückt wird. Was in Beziehung auf einen vereinzelten Gegenstand eindringendes Forschen mit Darstellungsgabe gepaart, zu leisten im Stande ist, hatte beim Schlusse der Lehrjahre Sömmerring in seiner Inaugural-Dissertation gezeigt; mit welchem Scharfblick der lehrende Meister das ganze Gebiet seines Faches übersah, davon giebt uns sein Werk, vom Bau des menschlichen Körpers, einen vollgültigen Beweis; die hohe Vollendung der Werke von den Sinnorganen läßt uns auch den vollendeten Mann erkennen, in welchem alle Geisteskräfte zu innerem Gleichgewichte gekom-

men sind, und das Bewußtsein der errungenen Meisterschaft jedem Beginnen Ruhe und Haltung verleiht; die späteren Bemühungen deuten auf den Trieb hin, die ganze Natur zu umfassen, und jedes sich darbietende Naturgeheimniß zu ergründen; ein Begehren, welches gar leicht in einem Geiste erwachen konnte, dem es in solchem Grade gelungen war, in die zartesten Verhältnisse des kleinen im menschlichen Leibe verschlossenen Weltalls einzudringen. Wie verschieden aber auch nach Zeit- und Lebensverhältnissen der Charakter der Sömmerringschen Werke sich ausspricht, oder wie man ihn zu deuten Lust haben mag, so läuft doch durch alle ein gemeinschaftlicher Zug, wodurch die, dem Inhalte nach auch noch so verschiedenartigen Schriften zu einem Ganzen verbunden, und jedem die eine und dieselbe Familien-Physiognomie aufgeprägt wird. Es ist nämlich das tiefe Gemüth des Verfassers, welcher aller Welt wohl will, und die gesammte Menschheit mit Liebe umfassend, überall als helfender Genius erscheinen möchte, womit er uns in seinem ganzen schriftstellerischen Wirken so freundlich und anziehend, fördernd, belehrend, helfend entgegen kommt."

Ein eigenthümlicher Zug, der in allen Schriften Sömmerrings vorherrscht, ist eine ungekünstelte Wahrheitsliebe; die Verdienste Anderer fanden leicht bei ihm freudige Anerkennung. Auf seine Wissenschaft legte er hohen Werth, aber nur Wahrheit, und nichts als Wahrheit suchend, stellte er keinen einzelnen Zweig derselben über den andern und hielt sich frei von partheiischer Vorliebe. Es war ihm zuwider, wenn einige Schriftsteller über einzelne Theile des menschlichen Körpers wie in Entzücken geriethen, als wären die andern gröber, weniger bedeutend, weniger kunstvoll geformt, weniger unserer Bewunderung würdig. Da ich mir, sagt er in der Vorrede der zweiten Abtheilung des 5. Theils vom Bau des menschlichen Körpers, wohl einige Kenntniß dieser Theile zuschreiben darf, so muß ich bekennen, daß mir die

Hand eben so fein, eben so kunstvoll zusammengesetzt, eben so bewunderungswürdig erscheint als das Auge. Ich gehe von dem Gedanken aus: Auge ist Auge; Hand ist Hand; und nicht genug kann man sich vor solch unphilosophischer Einseitigkeit in Acht nehmen. Will man Vergleichungen anstellen, so vergleiche man Thier-Augen mit Menschen-Augen oder die Augen verschiedener Menschen mit einander.

Sömmerrings Schriften: Diss. inaug. de basi encephali et originibus nervorum cranio egredientium, libri quinque. Goett. 1778. 4. — Progr. de cognitionis subtilioris systematis lymphatici in medicina usu. Cass. 1779. 4. — Abhandlung über die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer. Mainz 1784. 8. Neue vermehrte Ausgabe, Frankfurt und Mainz 1785. — Diss. de lapillis vel prope, vel intra glandulam pinealem, sitis, sive de acervulo cerebri. Mogunt. 1785. 4. — Diss. de decussatione nervorum opticorum. Mogunt. 1786. 8. — Diss. de perturbatione critica et crisi. Mog. 1786. — Albert von Haller, Grundriß der Physiologie für Vorlesungen; nach der vierten lat., mit Verbesserungen und Zusätzen des H. Hofr. Wrisberg in Gött., vermehrten Ausgabe, von neuem übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Berlin 1788. 8. — Vom Hirn und Rückenmark. Mainz 1788. — Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste, eine durch eine von der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal aufgeb. Preisfrage veranlaßte Abhandlung. Leipz. 1788. 8. — Vom Baue des menschlichen Körpers. 5 Theile. Frankf. 1791—1796. 8*) — Abbildungen und Beschreibungen einiger Mißgeburten, die sich auf dem anatomischen Theater zu Cassel, dermalen zu Marburg befinden. Mainz 1791. 4. — Progr. de curatione calculi. Mog. 1791. 4. — Peter Camper, über die natürlichen Unterschiede der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters, über das Schöne antiker Bildsäulen und geschnittener Steine. Nach des Verf. Tode herausgegeben v. s. Sohne Adr. Gil. Camper. Aus dem Holländ. übersetzt. Mit Kupfern, Berlin 1792. 4. — Bemerkungen über Verrenkungen und Bruch des Rückgraths. Mit einer Kupfertaf. Berlin 1793. — Adams, Busch und Lichtenberg über

*) Dieses Werk erschien jetzt von den ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen der Gegenwart bei Voß in Leipzig neu edirt.

Hgbr.

einige wichtige Pflichten gegen die Augen, mit Anmerkungen. Frankf. 1794. 8. — Matth. Baille, Anatomie des krankhaften Baues von einigen der wichtigsten Theile im menschlichen Körper; aus dem Englischen mit Zusätzen, Berlin 1794. 8. — Michaelis über die Durchkreuzung der Sehnerven, mit Anmerkungen. Halle 1790. — De corporis humani fabrica, sat. donata ab ips. auctore, aucta et emendata. Vol. I de ossibus. Traject. ad Moen. 1794, Vol. II. de ligamentis ossium. 1794. Vol. III de musculis, tendinibus et bursis mucosis, ib. 1796. Vol. IV ib. 1798. — De concrementis biliariis corporis humani ib. 1795. — De morbis vasorum absorbentium corp. hum., siv. dissertationis, quae praemium ret. soc. Rhen. traj. 1789, pars pathologica; accedit index scriptorum de systemate absorbente. 1795. — Ueber das Organ der Seele. Mit Kupf. Königsberg. 1796. 4. — Tabula sceleti feminini, juncta decriptione Francf. ad M. 1797. — Ueber die Ursache und Verhüthung der Nabel- und Leistenbrüche. Eine gekrönte Preisschrift. Frankf. a. M. 1797. — Tabula embryonum humanorum. c. tab. III aeri inc., juncta descriptione. Francf. 1798. Fol. Max. — Al. Monro über die Structur und Verrichtung des Nervensystems. Aus dem Engl. übersetzt nebst Anmerk. und Zusätzen. Mit 13 Kupf. Leipz. 1787. 4. — Anmerkungen zu Danzens Grundriß der Zergliederungskunde des ungebornen Kindes, in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft. 1792 — Zusätze zu J. B. Osianders Abhandlung über das vortheilhafte Aufbewahren thier. Körper in Weingeist. Gött. 1793. 4. — Etwas Vernünftiges vom Orang-Outang. Im Gött. Taschenkal. 1781. — Ueber die Vereinigung der Sehnerven. In den Hessischen Beiträgen. St. 2 (1784); St. 4 (1785). — Bestätigte Durchkreuzung der Sehnerven auch im Menschen; in Blumenbachs Bibl. B. 2. St. 2 (1786). — Widerlegung von Hunters Meinung über die Samenbläschen. Ebendas. B. 3; St. 1. (1788). — Schreiben über die Gichtknoten. Das. St. 3. — Gedanken und Plan z. Errichtung eines bequemen Zergliederunghauses. Ebendas. St. 17 (1788). — Ueber Verschiedenheit der Knochen nach den Nationen; im neuen deutsch. Museum 1790. St. 7. — Ueber die in Leipnitz Protogäa abgebildeten fossil. Thierknochen in Großens Magaz. d. Naturgesch. d. Menschen. B. 3; St. 1 (1790). — Beantwortung der Frage: Warum sind jetzt die Brüche bei der Jugend in den Dörfern viel gemeiner als sonst. Gekrönte Preisschrift. Im neuen hannövrischen Magaz. 1799. St. 82. — Als besondere Schrift mit Veränderungen und Zusätzen. Frankf. 1797. — Tabula baseos encephali. Francof. ad Moen.

1799. Fol. — Icones herniarum. Francof. ad Moen. 1801. Fol. — Abbildungen des menschlichen Auges. Ebend. 1801. Fol. — Gab mit Hartenkeil heraus: Schaarschmidts anatomische Tabellen. 1803. — G. Heberden, commentarii de morborum historia et curatione. 1804. — Abbildungen des menschlichen Hörorgans. Nebst 9 Kupfertafeln. 1806 Fol. — Ueber Structur und Verrichtung der Lungen. Berl. 1808. — Ueber die schnell und langsam tödtlichen Krankheiten der Harnblase und Harnröhre bei Männern im hohen Alter. Frankf. 1809. — Ueber den Saft, der aus den Nerven wieder eingesaugt wird, im gesunden und kranken Zustand des menschlichen Körpers. Landshut 1811. — Ueber die Ursache Erkenntniß und Behandlung der Nabelbrüche. Frankf. 1811. — In den Denkschriften der königl. Akademie zu München befinden sich folgende Abhandlungen von ihm: Im Jahr 1808, Academicae adnotationes de cerebri administrationibus anatomicis vasorumque ejus habitu. Mit einer Abbildung. Im Jahre 1809—10. Ueber einen elektrischen Telegraphen. Im Jahre 1811—12. Ueber einen Ornithocephalus. — Versuche und Betrachtungen über die Verschiedenheit und Verdünstung des Weingeistes durch Häute von Thieren und von Federharz. Im Jahre 1814—15. Ueber den Crocodilus priscus, oder über ein in Baiern versteint gefundenes schmalkiefriges Crocodil, Gabial der Vorwelt. Im Jahre 1816—1817. Ueber die Lacerta gigantea der Vorwelt. — Ueber einen Ornithocephalus brevirostris der Vorwelt. — Ueber die fossilen Reste einer Fledermausgattung. — Im Jahre 1818—19—20. Ueber das feinste Gefäßnetz der Aderhaut im Augapfel. — Bemerkungen über einige, in der Naturaliensammlung d. k. Akademie d. W. befindliche fossile Zähne von Elephanten, Mastodonten, Rinoceros und einem Tapir. — Im Jahre 1821—22. Bemerkungen über den Magen des Menschen. — Im Jahre 1823—24. Fortsetzung der Versuche über Verdünstung durch thierische Häute, enthaltend unter Anderen die Entdeckung vom Weingeiste den Alkohol ohne einen Zusatz zu scheiden. — Die in den Jahren 1826 und 27 von Sömmerring gemachten Beobachtungen über die Sonnenflecken, sammelte H. Prof. Thilo und die Senkenbergische Gesellschaft der Naturforscher in Frankfurt machte sie an seiner Jubelfeier durch den Druck bekannt.

Der Chirurg Ignaz Fritz.

K. K. o. öff. Professor d. Chirurgie und chir. Klinik in Prag, Primar-Wundarzt im k. k. allg. Krankenhause, Ritter des k. russ. St. Annenordens 2. Klasse u. s. w.

Fritz verschied am 22sten Febr. 1841, nach einem kurzen Krankenlager an allgemeiner Lähmung in Folge einer durch vorausgegangene Apoplexie bedingten Desorganisation des Gehirns im 63. Jahre seines thaten- und erfolgreichen Lebens. — Der Sohn eines dürftigen Gürtlers zu Carlstadt in Croatien trat der Verblichene als Lehrling in eine chirurgische Offizin in Laibach ein, und verlegte sich mit allem Eifer und mit entschiedener Vorliebe auf die Wundarzneikunde. Bald erkannte der scharfsichtige Blick eines Kern das sich verrathende Talent, so daß Fritz diesen ausgezeichneten Mann bei seiner Uebersetzung nach Wien begleiten durfte. Hier vollendete er nun, mit allen Entbehrungen kämpfend, ein Muster von Fleiß und Ausdauer, die philosophischen und medicinisch-chirurgischen Studien, trat im Jahre 1806 als Assistent der chirurgischen Klinik auf der Wiener Universität ein, und versah durch drei Jahre die Stelle mit so rastloser Bemühung, daß er im Jahre 1809 zum Professor der praktischen Chirurgie und zum Primärwundarzte in Prag ernannt wurde. Hier nun, auf einen höhern Standpunkt des Wirkens gestellt, entfaltete er, so lange es nur immer seine in der letzten Zeit sehr getrübten Gesundheitsverhältnisse zuließen, eine Thätigkeit, die ihm in vielfacher Beziehung die allgemeine Anerkennung sichern

mußte. Er weckte die Chirurgie in Böhmen aus ihrer Lethargie, in der sie durch lange Zeit gelegen; man staunte damals seinen Steinschnitt, seine Bruchoperation, seine Ausstemmungen nekrotischer Knochen, wodurch er häufig, sonst der Amputation verfallene Gliedmaßen rettete, seine einfache Behandlung der Beinbrüche und Geschwüre, seine schmerzlosen Heilungen der Koxalgie, an; man bewunderte den Mann, der das kaum Geahnte mit kühner und sicherer Hand vollführte, und eiferte ihm nach. Bald verbreitete sich das von ihm ausgehende Licht weiter, seine Schüler, durch ihn geweckt, und auf wissenschaftlicher Bahn gefördert, trugen die Früchte seines segensreichen Unterrichtes durch das ganze Land, und die leidende Menschheit frohlockte, ihre Rettungs- und Hilflosigkeit so sehr gemildert zu sehen.

Als treuer Lehrer nahm der würdige Mann keinen Anstand, selbst seine Fehlgriffe und Verirrungen in der Ausübung der Kunst freimüthig zu gestehen, um seine Schüler vor ähnlichen zu wahren. Um sie ferner stets mit den neuesten Fortschritten der Wissenschaft bekannt zu erhalten, gründete er schon im Jahre **1809** einen eigenen Leseverein, wobei er die bewährtesten Zeitschriften unter die Schüler vertheilte. Die ebenfalls von ihm eingeführte, täglich sehr zahlreich besuchte ambulatorische Klinik diente dazu, den Schülern während ihrer praktischen Studien eine große Anzahl belehrender Krankheitsformen vorzuführen. Fern von jedem Egoismus nahm er alle chirurgischen Operationen, bei denen ein ungünstiger Erfolg zu befürchten stand, selbst vor, um ja den Ruf der jüngern Aerzte, oder das Wohl der Kranken nicht zu gefährden. Seine unermüdliche Verwendung in den verhängnißvollen Kriegsjahren, besonders im Jahre **1813**, verschaffte ihm die Auszeichnung des kais. russischen St. Annen-Ordens zweiter Klasse. Selbst seine Eigenthümlichkeiten und Sonderlingslaunen, welche ihn vermochten, die äußern Formen des geselligen Lebens außer Acht zu lassen,

mögen in seinen früheren Lebensverhältnissen Entschuldigung finden, welche ihn, bei gleichen Ansprüchen mit seiner Umgebung, allen Genüssen und Vergnügungen entsagen hießen, so daß ihm die Abweichung von andern Menschen nach seinem eignen Ausdrucke gleichsam anerzogen wurde. Doch dieser Umstand wirft wohl keinen Schlagschatten auf die Trefflichkeit des Mannes, wenn man bedenkt, wie viele wohlthätige Einrichtungen auf seinen Rath und seine Anordnungen in den Krankenanstalten getroffen wurden, wie hilfreich er sich bei jeder Gelegenheit gegen die Armuth bezeugte, wie leutselig er, für jeden Hülfebedürftigen zugänglich, seinen ärztlichen Rath Jedermann ertheilte, wie großherzig er mehrere hundert Bände zur Gründung einer medicinisch-chirurgischen Bibliothek schenkte, und wie eifrig und erfolgreich er für das fernere Gedeihen dieser Anstalt sorgte. So wirkte Fritz durch mehr als 32 Jahre segenvoll am Lehrstuhl, so am Krankenlager, so in außerärztlicher Sphäre. Fortleben wird sein Name in der dankbaren Erinnerung der Menschheit, fortleben wird er in den Annalen der Wissenschaft.

A. J. B. Parent-Duchatelet.

Alexander Johann Baptist Parent-Duchatelet wurde zu Paris den 29. September 1790 geboren. Sein Vater war Revisor der Rechnungskammer; ununterbrochene Dienste und die strengste Rechtlichkeit hatten dieses Amt durch dreihundert Jahre in der Familie erhalten. Seine Mutter, eine tugendhafte, hochgebildete Frau, war die Tochter eines Advokaten. Vor der Revolution war die Familie in den glänzendsten Umständen. Ihr jährliches Einkommen belief sich auf 35,000 Livres. Im Jahre 1792 verlor die Familie den größten Theil ihres Einkommens und zog sich in ein Landhaus in der Nähe von Montargis zurück. Hier verlebte Parent-Duchatelet mit 5 Geschwistern seine Jugendzeit. Seine Erziehung wurde sorgfältig geleitet. Er sah jeden Tag Beispiele von Edelmuth und Rechtlichkeit, die sein gefühlvolles Herz zur Nachahmung aneiferten. Doch war der Unterricht, den er genoß, nicht so vollständig, als ihn der wißbegierige Knabe gewünscht hätte. Die Revolution hatte jede gesellige Einrichtung umgestürzt, die Schulen waren geschlossen, und sein Leben wäre für die Wissenschaft verloren gewesen, wenn nicht Vater und Mutter vereinigt seine ersten Studien geleitet hätten. Schon als Knabe war er ernst und nachdenkend, spielte fast nie, und beschäftigte

sich stets mit nützlichen Gegenständen. In seinen Mußestunden hatte er eine niedliche Insekten- und Vogelsammlung angelegt. Er war stolz darauf, daß er einst die Stütze seiner gesunkenen Familie werden könne.

Als er 16 Jahre alt war, schickte ihn sein Vater nach Paris, dort vollendete er in kurzer Zeit seine Studien, und wählte aus eigenem Triebe und auf den Wunsch seiner Eltern den ärztlichen Stand. Im Jahre 1814 promovirte er in Paris und übte durch einige Jahre daselbst die ärztliche Praxis aus, aber bald sah er ein, daß die Medicin nicht den Grad von Gewißheit biete, den sein logischer Geist von einer Wissenschaft forderte; daß Behauptungen, die er in den Büchern mit Gewißheit verbürgt sah, sich am Krankenbette nur selten bewährten. Parent war kein Skeptiker, aber um ihn zu überzeugen, bedurfte es schlagender Beweise, und er fand nicht, daß man sich die Mühe gegeben, diese zu suchen. Trotz dieser niederschlagenden Ansicht gab er sich Mühe, in der einmal gewählten Laufbahn so viel als möglich zu leisten. Es erschien von ihm ein Werk über die Entzündung der Arachnoidea, das ganz neue Ansichten über diese räthselhafte Krankheit mittheilte. Ungeachtet des Beifalls des ärztlichen Publikums hielt er sehr wenig auf diese seine Arbeit und erkannte die Mängel derselben. Als Arzt der philanthropischen Gesellschaft erfüllte er seine Pflichten mit religiöser Hingebung. Obgleich er auf die ärztliche Praxis beinahe Verzicht geleistet hatte, versagte er doch nie den Armen seine Hilfe. Als er über die Richtung, die er seinen Arbeiten geben sollte, noch nicht im Klaren war, machte er Hallé's Bekanntschaft und fragte ihn um seinen Rath. In solchen Fällen liegt die Antwort schon in der Frage. Hallé, der Parent's Talent aus dem, was er bis jetzt geleistet hatte, erkannte, empfahl ihm, sich mit dem öffentlichen Gesundheitswohle zu beschäftigen. Von diesem Augenblicke an betrat er eine neue Laufbahn. Das

echte Studium der Hygieine erfordert Fleiß und heroische Aufopferung, aber er hoffte sichere Resultate zu erlangen, und der Wissenschaft, der Industrie und dem Ackerbau unschätzbare Dienste zu leisten. Dieses war Parent's Bestimmung, in ihr lebte und starb er. Vom Jahre 1821 bis 1836 beschäftigte er sich unablässig mit diesem Gegenstande; keinen Tag, ja keine Stunde verlebte er, ohne neue Erfahrungen zu sammeln und neue Entdeckungen in diesem ungeheuren Fache zu machen. Nebst 29 gediegenen Abhandlungen vollendete er sein unsterbliches Werk: „Ueber das Sittenverderbniß in der Stadt Paris." — Eine Schiffsladung Dünger wurde von Montfaucon nach Quadeloupe geschickt. Während der Ueberfahrt starb die Hälfte der Mannschaft, die andere Hälfte kam in einem erbärmlichen Zustande nach Quadeloupe. Der Marineminister stellte an Hallé die Frage, wodurch dieser Unfall entstanden sei, und wie man ähnlichem Unglücke in der Folge begegnen könne. Hallé konnte keine genügende Antwort geben, da ihm kein ähnlicher Fall vorgekommen war; er machte Parent auf diesen Gegenstand aufmerksam und bewog ihn, dieser Frage eine genaue Untersuchung zu widmen. Bei dieser Gelegenheit sah Parent das erste Mal Montfaucon. — Der schreckliche Anblick dieses grauenvollen Ortes, der unerträgliche Gestank dieses Sammelplatzes aller Unreinlichkeiten und der Leichen von Pferden, Hunden und Katzen, die man in Paris tödtet, konnten unsern Mann nicht abschrecken. Er wollte Allem auf die Spur kommen, und nichts blieb ihm verborgen. Die Massen, die im Monat Mai an diesem Orte aufgeschichtet werden, gehen in Gährung über und entzünden sich zuweilen. Im October kühlen sie gewöhnlich ab. Aber während des Gährungsprozesses entwickeln sich geruchlose Gasarten, die den Athmungsprozeß hemmen und tödtlich werden können. Daher die Sterblichkeit auf dem Schiffe. Was mußte man also thun, um ähnlichen Unfällen zu begegnen?

Den Dünger konnte man in den Colonien nicht entbehren. Man mußte also auf ein Mittel denken, den Transport unschädlich zu machen. Parent ließ unter den Dünger Gyps mischen. Der Gyps ist selbst ein guter Dünger, verhindert die Gährung und bewahrt die Mannschaft vor der schädlichen Ausdünstung. — Bevor er seinen berühmten Versuch über die Cloaken in Paris und deren Einfluß auf das öffentliche Gesundheitswohl schrieb, hatte er nicht bloß Alles, was vor ihm über diesen Gegenstand geschrieben wurde, gelesen, sondern hat jede der unzähligen Cloaken in Paris selbst gesehen, die Arbeiter ausgefragt, ihre Beschäftigung kennen gelernt, und sie zu wiederholten Malen in ihren Wohnungen besucht. Parent wußte durch seine auf eigene Anschauung gegründeten Rathschläge die schädlichen Einflüsse, die den Arbeitern in den Cloaken drohen und viele durch den Erstickungstod dahinraffen, zu mildern und zu beseitigen.

Parent konnte sich trotz seiner großen Bescheidenheit nicht enthalten, sich über diese großen Erfolge mit seinen Freunden zu freuen, vor Fremden aber sprach er nie ein Wort davon. Man wird sich nun nicht mehr wundern, daß Parent durchaus keinen Abscheu vor dem Aufenthalte in diesen Cloaken hatte. So sehr vermag Gewohnheit und Wißbegierde das Abschreckendste erträglich zu machen. Parent, der jede lärmende Unterhaltung gern vermied, befand sich einst bei einem Feste im Hôtel-de-Ville. Als er so viel Lärmens um nichts sah und bemerkte, daß sich Jeder durch Ton und Bewegung bemerkbar zu machen strebte, erinnerte er sich an die vergangenen Abende, die er so nützlich und und vergnügt zugebracht hatte und sagte zu einem seiner Freunde: „Ich will hundertmal lieber in eine Cloake gehen, als diese Gesellschaft wieder besuchen.“ — Und er hielt Wort.

Parent wurde im Jahre 1823 Agrégé. Er hatte sich nicht um diese Stelle beworben, da ihn seine natürliche Furchtsamkeit verhinderte, einen öffentlichen Vortrag zu halten. Er war so furchtsam, daß er während der Prüfungen zitterte, wenn an ihn die Reihe kam, eine Frage zu stellen. Er war immer schüchterner als der Candidat, den er vor sich hatte. Nie hätte er den Muth gehabt, um eine Professur zu concurriren. Zum Glück für die Wissenschaft und für ihn selbst, wurde er ohne sein Zuthun im Jahre 1825 Mitglied des Sanitätsrathes. Drei Monate vor seinem Tode wurde er zum Vicepräsidenten ernannt. Parent hat dem Sanitätsrathe eine große Menge von Berichten vorgelegt. Seine Beobachtungen waren so genau, seine Schlüsse so richtig, daß er fast immer den Ausschlag gab. Bei den scheinbar einfachsten Fragen entdeckte er irgend einen wichtigen Punct, der vom höchsten Interesse war. Wenn es sich darum handelte, einem Fabrikanten ein Privilegium zu ertheilen, so studirte er den Geschäftszweig, über den er zu Rathe gezogen wurde, bis in die kleinsten Details, besuchte die Werkstätten, sprach mit den Arbeitern, prüfte ihren Gesundheitszustand und den Charakter ihrer Krankheiten. Er schrieb seine Beobachtungen auf und gab die genauesten Nachweisungen. In seinen Berichten findet man nie die Worte: „oft, zuweilen," er gab überall die Zahlen an. Nichts glich der Strenge seiner Methode. Die Wahrheit suchen war ihm eine zweite Religion geworden; er arbeitete langsam, aber gut; und wenn man die große Zahl und die Wichtigkeit der Neuerungen betrachtet, mit denen er die Hygieine bereichert hat, so gesteht man gerne, daß mit Parent eine neue Aera für diese Wissenschaft beginnt. Parent bedurfte eines Vereinigungspunctes für seine zahlreichen Entdeckungen, er wollte ein Journal für die gerichtliche Medicin gründen. D'Arcet, sein Lehrer und Freund, für den Parent die höchste Achtung hegte, bot ihm seine Unter-

stützung an. Esquirol, Marc und Villermé, die ein ähnliches Vorhaben hatten, vereinigten sich mit ihm; man gewann Orfila, Andral und andere berühmte Männer, so entstanden die bekannten „Annales d'Hygiène publique et de médecine légale." In diesem Journale finden sich die meisten Arbeiten, die Parent in jener Periode lieferte. Unter Anderem sein berühmter Aufsatz über den Tabak und die Fortschritte der Cholera-morbus in Paris.

Als der Minister des Innern an die Akademie die Frage stellte, ob das Rösten des Hanfes das Wasser ungenießbar mache, wurde Parent mit der Untersuchung beauftragt. Als er die darüber handelnden Werke zu Rathe zog, sah er, daß es an richtigen Thatsachen mangelte. Durch zwei Jahre machte er Versuche über diesen Gegenstand und gelangte zu dem sichern Schlusse, daß das Wasser, in welchem der Hanf geröstet wird, unschädlich sei, daß die Fische in demselben nicht früher sterben als in anderem Wasser, in welchem man Vegetabilien maceriren läßt, daß es nicht narkotisch sei, und daß die Luft über demselben der Respiration durchaus nicht schade. Seine Versuche machte er nicht blos an Thieren, sondern an sich selbst und seiner Familie. Erst nachdem er selbst das Wasser getrunken, erst nachdem er und seine Familie und viele andere Personen in einem Zimmer geschlafen hatten, worin sich gerösteter Hanf befand, erst nach allen diesen Proben konnte er zu einem Schlusse gelangen.

Als Parent erkrankte, hatte er eben sein größtes, wichtigstes Werk, das acht Jahre unausgesetzter Arbeit gekostet hatte, vollendet. Es ist unter dem Titel: „De la Prostitution dans la ville de Paris" in ganz Europa berühmt und in alle Sprachen übertragen worden. Der Verfasser dieses Riesenwerkes mußte mehr als Muth, er mußte das strengste Pflichtgefühl besitzen, es mußte ihn die Reinheit seiner Grundsätze und Absichten beseelen, um sich allen Anfeindungen

der Gesellschaft furchtlos entgegen zu stellen. Wie anders konnte der Mann beschaffen sein, der einer gebildeten Gesellschaft gegenüber zu sagen wagte: „Ich habe die verworfensten Orte besucht, das Empörendste gesehen, mit den verächtlichsten Individuen Umgang gepflegt; ich habe die schändlichsten Laster analysirt und gezählt; Alles, was die größten Wüstlinge nur im Geheimen gesehen und zu verbergen suchen, will ich erzählen, ich habe es gesehen und bin so rein wie vorher." — Parent kannte das Zweideutige seines großen Unternehmens, er wußte, daß Jeder, der mit diesen Unglücklichen in irgend einer Berührung steht, sich der Verachtung blos stelle; aber warum sollte der Mann, der sich in den Cloaken herumgetrieben, ohne anstößig zu werden, warum sollte derselbe Mann, dessen Tugend über jeden Zweifel erhaben war, nicht eine andere verderbliche Cloake zu erforschen suchen, wenn es der Menschheit zum Wohle gereichte? Das physische und moralische Wohl der gesammten Menschheit war sein höchstes Ziel, er glaubte, daß man die Wahrheit suchen und offenbaren müsse; die ganze Gesellschaft muß ihm Dank wissen, denn er hat sich für sie geopfert. Diese Arbeit drückt ihm das Siegel der Vollendung auf, man wird ihn von nun an unter die ersten Moralisten zählen.

Parent war nur Arzt für die Armen. Er behandelte sie wie seine Kinder, seine Güte zeigte sich unter tausend Gestalten, nie ließ er sich seine Kunst von ihnen bezahlen, er war Arzt im hôpital de la Pitié, und erfüllte seine schöne Bestimmung an dieser der leidenden Menschheit gewidmeten Anstalt. — Er erkrankte den 29. Februar 1836 an einer Entzündung der Arachnoidea. Als er sein Ende nahen fühlte, empfing er die Tröstungen der Religion, und war fortwährend mit dem Schicksale seiner Kinder beschäftigt. „Erziehe unsere Kinder," sagte er zu seiner würdigen Gattin, „wie meine Mutter mich erzogen hat. Die Lehren der Tugend,

die sie mir gegeben, machen jetzt meinen einzigen Trost aus.“ Er starb den 7. März 1836 im 45. Jahre seines Alters, betrauert von seinen Collegen und Allen, die ihn kannten. Er besaß Alles, was den Weisen ziert. Wissen und Tugend. Ehre seinem Andenken! —

II.

Skizzen.

Der Parvenu.*)

Als ich noch meine Kunst in dem kleinen Städtchen X... ausübte, lernte ich in einer achtbaren, aber nicht sehr wohlhabenden bürgerlichen Familie einen jungen Mann kennen, der sich oft und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit über Aerzte und über die Ohnmacht ihrer Kunst lustig machte. Sein kräftiger Körperbau, seine Liebe zur Thätigkeit, sein solides Leben und seine Freude an Oekonomie, die frohe Laune seines Geistes und meine damaligen Verhältnisse ließen es weder ihn noch mich damals ahnen, daß wir uns einst in der Hauptstadt unter ganz andern Verhältnissen wiedersehen würden. „Das Landleben," sagte er oft zu mir, „das Landleben hat für mich so unwiderstehliche Reize, die unschuldigen Freuden, die es gewährt, sind mir so theuer geworden, daß ich mich unter keinerlei Verhältnissen entschließen könnte, mein stilles, ruhiges Dasein mit dem tumultuarischen Treiben in der großen Stadt zu vertauschen. Gestehen Sie es nur, Herr Doctor!" fuhr er fort, „daß, je mehr Aerzte in einer Stadt wohnen, desto größer die Lockung, einen derselben bei jeder Kleinigkeit zu rufen; und kann es da fehlen, früher oder später Hypochonder zu werden? Ich war in meinem Leben immer kerngesund, frohen Muthes;

*) A. d. Gesundheitszeitung, 1837.

mein mäßiges Vermögen läßt es nicht zu, über die Schnur zu hauen, und so beneide ich keinen König.“ —

Mehr als einmal dachte ich, der junge Mann mag nicht ganz unrecht haben, und sein stilles Loos dürfte wirklich beneidenswerther sein, als das so vieler scheinbar glücklicher und reicher Großstädter. — Durch einen Umschwung von Verhältnissen, deren Auseinandersetzung hier übergangen, mußte ich mich entschließen, meinen Landaufenthalt mit dem in der Hauptstadt zu vertauschen. So schwer der Kampf eines jeden jungen Arztes ist, sich in einer großen Stadt eine praktische Bahn zu brechen, eben so tröstend ist für ihn der Gedanke, durch die Fülle der Zufälligkeiten, die das großstädtische Leben jeden Tag, jede Stunde darbietet, sein Glück machen zu können. Ich war so glücklich, einem der ersten Aerzte der Residenz, dem es Freude gewährte, jungen, aufstrebenden Männern auf ihrer dornenreichen Bahn unter die Arme zu greifen, näher bekannt zu werden. Mit jenem edeln, uneigennützigen Sinne, den man leider selten bei Männern meines Faches beobachtet, empfahl er mich, so oft sich nur irgend eine Gelegenheit hierzu erbot, als einen thätigen und erfahrenen Arzt, und diesem glücklichen Umstande hatte ich es zu verdanken, in wenigen Jahren einer der gesuchtesten Aerzte der Hauptstadt zu werden. Mein äußerst bewegtes Leben als beschäftigter Praktiker ließ mich indessen keinesfalls die wenigen Bekannten meiner frühern Landpraxis vergessen. Oft und mit Vergnügen las ich in meinem ehemaligen Tagebuche, das ich bei meiner reichen Muße auf dem Lande geführt hatte. Als ich darin eines Abends, müde von den Tagesgeschäften, zu meiner Erholung gelesen, und so ganz vertieft an jene trüben Zeiten zurückdachte, wo ich den Sarkasmen des obengenannten jungen Mannes leider nur die magerste Landpraxis und eine ziemlich sparsame Jahresernte entgegen zu setzen hatte, läutete es an der Hausglocke. Es war ziemlich spät in der Nacht, als mein Be-

dienter eintrat, und mir meldete, daß eine Equipage bereit sei, mich zu einem Kranken zu bringen, von dem das Nähere ein mitgebrachtes Billet enthalte. „So spät in der Nacht," sagte ich, indem ich die mir ganz unbekannten Schriftzüge der Adresse las. Mit jener Gleichgiltigkeit, die sich der beschäftigte Arzt angewöhnet, erbrach ich das unbekannte Siegel und las Folgendes: „Mein Herr! Vor zehn Jahren würden Sie kaum vermuthet haben, daß ich Sie hier so spät in der Nacht werde rufen lassen. So rächt die Natur die Sünde, die ich an der Kunst beging. Ich frevelte gegen die Arzneikunde und deren Jünger, und bin jetzt leider selbst in der traurigen Lage, zu bekennen, daß ich nur von Ihrer Kunst die Herstellung meiner Ruhe, meiner Zufriedenheit, meines Schlafes, kurz aller Bedingnisse eines erträglichen Daseins mit Sehnsucht erwarte. Mein Wagen ist bereit, Sie in mein Haus zu begleiten. Sind Ihre ehemaligen Bekannten in X... nicht ganz Ihrem Gedächtnisse entfallen, wird es Ihnen leicht sein, zu errathen, wer Sie ruft, wenn ich nur noch hinzufüge, daß ich bin — ein ehemaliger Feind aller Arzneien." — Der Umstand, daß der Schreiber dieses räthselhaften Briefes sich als einen „Spötter meiner Kunst" unterzeichnete, ließ mich zwar in dem Patienten jenen jungen Mann vermuthen, der sich einst nur zu oft in die beißendsten Satyren gegen den Beruf des Arztes ergoß. Aber diese Hypothese konnte mir bei seiner ehemaligen beschränkten Lage, seiner Vorliebe für das Landleben, seiner damals blühenden Gesundheit und frohen Laune durchaus nicht den melancholisch-vornehmthuenden Ton des Briefes, die Equipage, den Bedienten mit der Livrée und die Eile, mit der ich gerufen wurde, vollständig erklären. Dessenungeachtet stieg ich in den Wagen und gelangte vor ein palastähnliches Haus; eine breite, hellbeleuchtete Treppe führte in ein geräumiges Vorzimmer, wo eine Art von Haushofmeister mich höflich empfing und zu dem Herrn (wie er

sich ausdrückte) durch eine Reihe von reich und geschmackvoll verzierten Zimmern führte. Wir gelangten endlich in ein schwach beleuchtetes Kabinet. „Hier ist der Herr Doctor," sagte der Haushofmeister, und ließ mich mit dem vorgeblichen Patienten allein. Eine blasse, hagere Gestalt, mit tief eingefallenen Augen, mattem Blicke, lag auf einem Ruhebette; seine heisere Stimme, das schwache Hüsteln, das seine Rede fast jeden Augenblick unterbrach, die krankhaften rothen Wangen und die brennend heiße Hand, die er mir reichte, ließen mich zwar bald erkennen, mit welcher Krankheit ich es zu thun habe; aber nur mit Mühe konnte ich in den Zügen des Patienten jenen lebensfrohen, jungen Mann finden, der sich auf seine blühende Gesundheit einst so viel zu Gute that. Noch weniger aber konnte ich die ihn umgebende Pracht, den Glanz seines Ameublements, das palastähnliche Aussehen seines abgeschlossenen Hauses, das vornehme Wesen der zahlreichen Dienerschaft, überhaupt das ganze Ensemble eines auf hohem Fuß lebenden Mannes mit dessen frühern Umständen und Verhältnissen vergleichen, ohne mir selbst das höchste Erstaunen zu bezeigen. — Ich sage: „Mir selbst;" denn dem Kranken selbst, und gleich bei der ersten Visite, eine solche Verwunderung nur durch ein Wort oder eine Miene zu verrathen, wäre, meinen Erfahrungen zufolge, höchst unklug gewesen, da ich das „Nil admirari" in dieser Beziehung zu den ersten Attributen eines beschäftigten Arztes in der Residenz rechne, und jedem jungen Aeskulap rathe, ja niemals derlei Ausrufungszeichen in seinen Blicken merken zu lassen.

Obwohl ich es aber streng vermieden, dem Kranken auf irgend eine merkbare Weise mein Erstaunen über dessen glänzende äußere Lage auch nur im Entferntesten anzudeuten, unterließ derselbe dennoch nicht, mir hierüber einen kleinen Aufschluß zu geben. Aus einer ziemlich weitläufigen Einleitung ging so viel hervor, daß er theils durch bedeutende

Gewinnste in großen Lotterien, theils durch glückliche Speculationen mit Getreide zur Zeit eines mehrere Jahre fortdauernden Krieges, sich einen Reichthum erworben, der bei Weitem alle Hoffnungen übertraf, in die sich seine, noch so sehr erhitzte Phantasie jemals versteigen konnte. „Aber wie sehr verkannte ich die Wohlthaten der Vorsehung," fügte er tief seufzend hinzu; „wie wenig sah ich bei dem Aufgange meines Glückssternes ein, daß er auch ein Irrlicht werden kann. Glauben Sie es meiner Erfahrung, lieber Doctor, nicht Jeder vermag die ihm gewordenen Reichthümer zu verdauen. Als ich noch im engen Kreise des stillen, ruhigen Landlebens jeden Abend genau nachrechnen mußte, wie es mit meiner Casse aussah, damit ich auch für die Zukunft ein Sümmchen zurücklegen könne, ließ ich es mir nicht im Schlafe einfallen, bei einer solchen Fülle von Gold kein Herz zu finden, daß mich liebt, keinen Tag ohne Enttäuschung und Kummer, ohne physischen oder geistigen Schmerz zu leben. Damals, als ich noch die Quelle meines Glückes in mir selbst, in meiner Zufriedenheit, Eingezogenheit und dem unbefleckten Sinne für Tugend und häusliches Glück suchte und fand, damals, sage ich, ahndete ich nicht, wie schön der Kreis der Liebe und des Friedens war, in dem ich lebte. Das Geräusch des Tages und der Arbeit verscheuchte nicht die heitere Ruhe, die in meinem Herzen wohnte. In meinen beschränkten Verhältnissen, die mir nur so viel Genuß gewährten, als ich durch meine rastlose Thätigkeit mir verdiente, kannte ich keine übermäßigen, keine widernatürlichen Bedürfnisse; der Luxus war mir fremd; Einfachheit in Kleidung und Geräthschaften, Ordnung und Reinlichkeit war mir Bedürfniß, und Mäßigkeit würzte jeden meiner Genüsse. Noch kannte mein Herz nicht den nagenden Wurm der Langeweile und des Müßigganges; Arbeit war mir Vergnügen, und ich wetteiferte mit meinen wenigen Freunden um den schönen Preis der Arbeitsamkeit. Ich war in mei-

nem beschränkten Wirkungskreise wie in meinem Elemente, lebte ganz meinem Berufe, war unverdrossen, ernst, kräftig, gesund und heiter. Aber alle diese Seligkeit schwand allmählig mit dem Zunehmen meiner Reichthümer. Wäre das ganze Unglück, das mir durch mein Reichwerden drohte, alsogleich ganz vor meiner Seele gestanden; hätte eines Freundes Stimme gleich Anfangs mich vor dem Labyrinthe gewarnt, in das mich die Sirenenstimme der geldsüchtigen Verführung täglich mehr und mehr gelockt, — wie stünde es ganz anders mit mir! Aber wie sich das Absterben eines Baumes zuerst in den äußersten kleinen Zweigen des Wipfels zeigt, und von da aus erst sich weiter bis zu den größern Aesten verbreitet, bis endlich der Baum kahl dasteht, um nie wieder zu grünen, so ging es mit meinem bis dahin unentweihten Sinne für die stillen Freuden des Hauses. Das tägliche Zunehmen meines Vermögens lockte eine Schaar falscher Freunde herbei, die mir Vorzüge anschmeichelten, die ich nie besessen. Mein verwöhntes Ohr hörte auf die ernste Stimme wahrer Freunde zu verstehen; jede ankeimende Erinnerung an meine frühern Verhältnisse, an die Niedrigkeit meines Standes, und an die bis jetzt geführte thätige Lebensart, wurde hart zurückgewiesen; nur ein Wunsch durchdrang und belebte mein ganzes Thun und Lassen, und dieser war, meinen Wohlstand zeigen zu können. In einen unaufhaltsamen Strom von Zerstreuungen unwillkührlich hingerissen, verlor ich nach und nach jeden Sinn einer geregelten und gedeihlichen Thätigkeit, und diese regellose Lebensart führte bald eine Reihe von Kränklichkeiten herbei, die endlich in Mißmuth, Menschenhaß und Eckel an jeder Freude ausartete. Nur eine Tugend blieb mir noch aus der frühern, bessern Zeit, nämlich die des Hasses gegen jede Verschwendung. Denn so groß der Aufwand war, den ich seit meinem Emporblühen zu einem reichen Manne zu machen nicht unterließ, so stand er dennoch in keinem Verhältnisse zu den

jährlichen sichern Einkünften, die mir mein Vermögen abwarf, und ich konnte mir am Schlusse eines jeden Jahres bis jetzt das Zeugniß geben, daß meine Ausgabe niemals meine Einnahmen übertraf. Meine wahren Freunde, die meine täglich wankender werdende Gesundheit sahen, machten mich ernstlich auf die Quelle meiner Gemüthsverstimmung bei solcher Wohlhabenheit aufmerksam, und verlangten, daß ich einen Arzt, dem ich meine frühere Lage nicht verhehlen dürfte, zu Hilfe rufen sollte. Aber die mich umgebenden Schmeichler meinten, die Ursache dieser düstern Stimmung liege einzig und allein in dem Mangel an entsprechenden Reizen, die meiner hohen Empfänglichkeit für sogenannte höhere Freuden gleichen Schritt hielten. — „Nur in Paris," hieß es bei einer Consultation von Laien, „nur in Paris wird sein dürstendes Herz volle Befriedigung finden. Die Gemüthskrankheit, die unsern Freund so tief verstimmt, ist nichts Anderes, als die ungestillte Sehnsucht nach dem hohen Kreise, für den er geboren. Lasset ihn nur ein Jahr mit Seinesgleichen in die Schranken treten — und Ihr werdet sehen, wie er blühen und die frühere Heiterkeit erlangen wird. Die gestern versammelt gewesenen Aerzte sagen freilich, er müsse, wenn er wieder gesund werden will, zu seiner ehmaligen arbeitsamen Lebensart zurückkehren; er könne seiner frühern Erziehung nach unmöglich bei dem genußreichen Leben der Hauptstadt gedeihen; aber was verstehen die Aerzte; diese leben beständig unter Kranken, hören nichts als Seufzer, und meinen, alle Welt müsse zur Schaufel und Harke greifen, wenn sie gesund bleiben wolle. Das sind veraltete Ideen; gehen Sie nach der Hauptstadt Frankreichs, lieber Freund, und diese Göttin der Freude wird auch für Sie einen Trunk erfinden, der Ihr wundes Herz heilen wird." —

„Die Stimme der redlich warnenden Aerzte ward von dem stürmischen Beifalle, den alle meine falschen Freunde

jenem Vorschlage zollten, übertäubt, und in acht Tagen war ich auf dem Wege in jene Stadt, wo meine körperlichen und geistigen Leiden erst tiefere Wurzel schlugen."

„Ich kam nach Paris. Die krummen Wege der dortigen pseudohippokratischen Tartüffe, und die eiserne Stirne gewinnsüchtiger Charlatane, wie ich sie da täglich und stündlich sah, konnten nicht anders als die Abneigung, die ich, wie Sie wissen, gegen das Treiben der Aerzte von frühester Jugend hatte, bis zum Hasse steigern. Ich beschloß, es komme was da wolle, mich keinem Arzte anzuvertrauen, sondern meine Schwermuth durch Zerstreuungen, wie sie diese Hauptstadt in so unerschöpflicher Fülle darbietet, zu heilen. Der Ton, der zu jener Zeit in Paris herrschte, befestigte mich in meinem Vorsatze; denn die damals vorherrschend sich kundgebende Neigung zum Umstoßen alles Positiven und alles Herkommens, ermangelte nicht, sich auch auf die sogenannte alte medicinische Schule zu erstrecken. Da ich gern mit dem herrschenden Zeitgeiste gleichen Schritt halten wollte, so hielt ich es für angemessen, in jenen Ton einzustimmen. Ihnen die tausendfachen Schlingen zu beschreiben, denen meine Sinne mich hier aussetzten, würde für mich und für Sie sehr ermüdend sein. Nur so viel muß ich in Kürze bemerken, daß die Gesellschaften, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte, mich bald in eine, Geist und Körper entnervende Lebensart, fast ohne daß ich es merkte, zogen, in derselben durch mehrere Monate festhielten. Ausschweifungen jeder Art, wofür man in großen Städten so leicht einen beschönigenden Namen findet, vollendeten meinen Ruin. Ich ward in meinem Entschlusse, keinem Arzte mich jemals anvertrauen zu wollen, bald wankend, da mich die Erfahrung ein körperliches Uebel kennen lehrte, welches wenn man es der Natur überläßt, nicht nur selten heilet, sondern durch Zeitversäumniß selbst alle Bestrebungen der Kunst zu vereiteln pflegt. Ich mußte trotz allen innern Sträubens einem

verschwiegenen Arzte mich anvertrauen. Aber sollte ich Einen aus der alten Schule herbeirufen? Werde ich mich nicht lächerlich machen, wenn ich meine früher so laut und unverholen ausgesprochene Ansicht gegen jeden Arzneigebrauch zurücknehme? Wird man durch diesen Schritt nicht auf die außerordentlichen Umstände schließen, die mich dazu gezwungen? Ich beschloß, mich einer damals in Schwung gewesenen neuen Heilmethode zu unterwerfen und schützte vor, es geschehe nur, um meine Neugierde zu befriedigen. Es hieß also überall, ich wolle nur der herrschenden Mode huldigen, es gelte nur einen Versuch, und man könne dies dem Spötter aller äskulapischen Kunst nicht anders auslegen, als daß er blos aus Spaß in die Mysterien der neuen Schule dringen wolle. Mein Uebel griff immer mehr um sich; ich beobachtete keine Diät, weil ich sie bei meiner ausgebreiteten Bekanntschaft nicht halten konnte. Ich mußte mich entschließen, eine Stadt zu verlassen, wo ich in Gefahr schwebte, ein Opfer falscher Schaam zu werden, und kam hierher. Ich habe mich hier Monate lang von mehreren Aerzten aller Systeme behandeln lassen; jeder versprach gründliche Heilung, und dennoch schwinden meine Kräfte seit einiger Zeit immer mehr und mehr. Ich verabschiedete gestern meinen fünften Arzt, um mich Ihrer Kunst anzuvertrauen. Man hat Sie mir als einen geraden, schlichten Mann geschildert. Ich bitte Sie, ohne Umstände und mit ungeschminkter Wahrheitsliebe mir zu sagen, was ich zu hoffen habe. Schonen Sie mich nicht; ich stehe allein in der Welt; mein Tod wird Niemand betrüben, und ich selbst ziehe eine gänzliche Auflösung dem siechen Fortschleppen meines martervollen Daseins vor. Ich bin reich; fordern Sie was Sie wollen, glänzend sollen Sie ihre Kunst belohnt sehen, wenn es ihr gelingt, mich meiner frühern naturgemäßen Lebensart wiederzugeben."

So sprach der Kranke, indem er alle seine Kräfte anstrengte, um den Faden seiner Erzählung nicht zu unterbrechen.

„Bevor ich Ihnen irgend einen Rath ertheile," sagte ich, „muß ich Sie bitten, mir zu erlauben, Sie einige Male zu besuchen, um ihren Zustand ruhig und zu verschiedenen Tageszeiten zu prüfen. Ich kann Ihnen für jetzt nur so viel sagen, daß ich fürchte, Ihre jetzigen Leiden rühren auch theilweise von dem zweiten Extreme her, in das Sie jetzt, im Vergleich Ihrer frühern Lebensart und Gesinnung, verfielen. Sie lebten früher den Gesetzen der Natur gemäß und wollten gar keinen Arzt, — später sündigten Sie gegen die Vorschriften der Natur, und holen sich jeden Augenblick einen andern Arzt. Ich kann (um Ihnen gleich den ersten Beweis meiner Aufrichtigkeit zu geben), ich kann es durchaus nicht billigen, daß Sie in so kurzer Zeit so oft Ihr Vertrauen in Mißtrauen verwandelten. Eingewurzelte Uebel wollen Zeit, und es dürfte mir nicht besser als meinen frühern Collegen gehen, wenn Sie nicht den Grundsatz beobachten: „Eile mit Weile!" Die Bedingung also, die ich Ihnen, wenn ich Ihr Arzt sein und Sie mit Glück behandeln soll, als unerläßlich vorlege, ist, daß Sie mir Geduld und Vertrauen angeloben. Diese zwei Zusätze zu jedem Medicamente sind so nöthig wie Sauerstoff zum Athemholen. Ich versichere, daß ich auch Fürsten und Grafen nur unter diesen zwei Bedingungen in Behandlung nehme. Man hält mich in manchem Hause für barsch, für einen Mann ohne feine Lebensart; aber Galanterie ist nach meiner vieljährigen Erfahrung bei Weitem nicht so heilsam als Wahrheit. Mir gilt jeder Kranke gleich. Er sei reich oder arm; vornehmen oder niedrigen Standes — ohne Geduld und Vertrauen kann ich nicht sein Arzt werden. Was ich aber von Ihnen verlange, das können Sie auch von mir mit allem Ernste jedesmal fordern; auch ich werde Sie mit aller Geduld behandeln; auch ich werde volles Vertrauen zu Ihnen haben. Denn Männer in Ihrer Lage pflegen von Personen umgeben zu sein, welche die Maßregeln des Arztes gern als

überflüssig darstellen, wenn es sich darum handelt, Sie Ihren süßen Gewohnheiten dadurch zu entreißen. Es sind Schmeichler, die nicht Ihre Person, sondern der Glanz und der Reichthum, der Sie umgiebt, zu Ihnen hinzieht; Sie sind durch Ihr Glück in diese Lage gerathen. Verschließen Sie Ihr Ohr der süßen Stimme der Schmeichelei; verbannen Sie aus Ihrem Herzen das eitle Streben, die Lebensart der Großen nachzuahmen. Diese sind von frühester Jugend durch Uebung, Sitten, Erziehung und Umgang gleichsam an die Schädlichkeit der Atmosphäre, in der sie zuweilen leben müssen, gewöhnt; es schwindelt sie nicht auf der Höhe, auf der sie stehen, weil ihr Auge von frühester Kindheit hinabzuschauen gewohnt ist; wer aber von früher Jugend in einer ganz andern Sphäre sich bewegt, hat den Uebergang in höhere Kreise und die Lebensart, die in denselben geführt wird, sehr zu fürchten. Daher ist meine Ansicht, daß Sie vor Allem dem Flitterstatte, der Sie umgiebt, und dem blendenden Bedientenheer, das Sie nur verweichlicht, für alle Zukunft entsagen mögen. Kehren Sie zur Natur zurück und zu den einfachen Gesetzen, unter denen Sie in Ihrer Jugend gelebt haben, und Sie haben schon die Hälfte der Kur selbst vollbracht; ich will gerne die zweite Hälfte durch meine Kunst herbeizuführen suchen." —

Der Kranke staunte über meine Freimüthigkeit, dankte mir mit Thränen in den Augen für die offene, ungeheuchelte Wahrheit meiner Rede, gab sein Wort, meinem Rath zu folgen, kehrte zu seiner frühern Lebensart zurück, und mit wenigen Medicamenten und einem stärkenden Brunnen ward er in vier Monaten seiner frühern Gesundheit und Heiterkeit wiedergegeben.

Napoleons letzte Krankheit und Tod.*)

Mit dem Februar des Jahres 1821 wurde es bekannt, daß Napoleon ernstlich krank sei; seine körperlichen Leiden wurden durch seine Gemüthsstimmung noch vermehrt, und letztere konnte bei den mancherlei Nachrichten aus Europa, die ihren Weg nach Longwood gefunden hatten, unmöglich eine günstige sein. Er klagte über fortwährenden Schmerz in der Gegend des Magens, Schwäche und gänzlichen Mangel an Appetit. Zwei oder drei Brechmittel, die ihm Antommarchi verschrieben hatte, versetzten ihn in den qualvollsten Zustand. Es dauerte nicht lange, so weigerte er sich überhaupt, irgend welche Medicin zu nehmen, und warf die ihm dargebotene zum Fenster hinaus. Signor Antommarchi war ein Zögling des berühmten Mascagni zu Florenz und folglich ein guter Anatom; in den therapeutischen Wissenschaften war er aber nicht außerordentlich bewandert. Ich glaube auch behaupten zu dürfen, daß der Kaiser nicht das geringste Vertrauen zu ihm hatte. General Montholon hat mir selbst erzählt, daß, als die Herrn Bonavista, Vignali und Antommarchi zu Longwood ankamen,

*) Med. Skizze aus dem Tagebuch eines Militairarztes. Leipzig (Engelmann.) 1841.

Jeder von ihnen eine scharfe Prüfung von Napoleon aushalten mußte. Die beiden Letzteren waren Corsicaner; Cardinal Fesch, der sie gesendet hatte, glaubte Napoleon einen besondern Gefallen zu erweisen, daß er ihm Landsleute ausgesucht, irrte sich aber sehr. Bonavista ein südamerikanischer Bischof und sehr unterrichteter Mann, bestand die Probe; Abbé Vignali, obgleich von sehr untergeordneten Fähigkeiten, passirte ebenfalls. Der Doktor aber war ein schlechter Chemiker; Napoleon, bekanntlich dieser Wissenschaft nicht fremd und ihr wie allen exacten Wissenschaften mit Vorliebe zugethan, setzte ihm nicht wenig zu und entließ ihn mit ziemlich unhöflichen Ausdrücken. Antommarchi glaubte sich verloren; man beruhigte ihn und bedeutete ihm, daß der Zorn bald vorübergehen werde. Montholon rieth ihm eine zweite Audienz nachzusuchen, sich als Anfänger in der Chemie zu bekennen, und die Schuld auf den mangelhaften Unterricht zu schieben, und sich einige Werke über Chemie aus der Bibliothek zu Longwood zu erbitten. So geschah es auch; ob es Antommarchi gelungen sei des Kaisers gute Meinung für sich zu gewinnen, weiß ich nicht; nur so viel ist gewiß, daß er der Einzige von dem Gefolge auf St. Helena war, den der Kaiser in seinem Testament nicht bedacht hat, eine Versäumniß, welche die Familie später durch eine Pension gut machte.

Das Ceremoniel, welches der große Mann unerbittlich den Seinigen zu Longwood auflegte, wurde manchmal bis zum Uebermaaß durchgeführt. Niemand durfte vor ihm, im Garten oder in der Umgebung von Longwood, mit bedecktem Kopfe erscheinen; wenn er, auch in der besten Laune sich selbst mit den vornehmsten seiner Leute unterhielt, durften sie sich nicht setzen, selbst Marschall Bertrand war davon nicht ausgenommen. Bis zum letzten Augenblicke seines Bewußtseins ließ er von diesen Forderungen nicht ab, und Antommarchi beklagte sich auf der Heimfahrt mehr as

einmal gegen mich, wie er oft bis zur Ohnmacht erschöpft gewesen sei, wenn er 2—3 Stunden in dem Krankenzimmer stehend habe zubringen müssen.

Gegen das Ende des März war Napoleon so hinfällig und leidend geworden, daß er zugab, einen englischen Arzt zuzuziehen. Dr. Arnott, vom 20. Regiment, wurde von Deadwood geholt, und trat zur Behandlung hinzu.

Napoleon schien seine Krankheit sehr gut zu kennen, er behauptete, sie sei ein Leiden des Magens, woran auch sein Vater gestorben sei, und welches der Prinzessin Borghese drohe. Man muß an Erblichkeit der Magenverschwärung in seiner Familie glauben; denn außer ihm selbst und seinem Vater starb auch die Prinzessin Borghese und seine andre Schwester Caroline, die vormalige Königin von Neapel, daran. Seine Schmerzen überzeugten ihn davon. Arnott erzählte mir, wie er oft die Hand auf den Magen gelegt und ausgerufen habe: „Ah! mon pylore — mon pylore!“

Am 4. Mai war es ungewöhnlich stürmisches Wetter auf St. Helena, an solchen Tagen kommt der Wind dort nicht nur stets aus derselben Richtuug, sondern ist auch äußerst heftig. In der Nacht wurde er zum ärgsten Sturm; und obgleich unsere Barraken auf Francis-Plain sehr geschützt lagen, so schütterten doch die kleinen hölzernen Hütten wie bei einem Erdbeben, und wir waren jeden Augenblick gewärtig, in die benachbarte Schlucht hinuntergeblasen zu werden. Um 2 Uhr des Morgens kam einer unserer Officiere, der zu Plantation-House geschlafen, nur halb gekleidet und ohne Hut vor meine Thüre gesprengt, und verlangte mich augenblicklich zum Gouverneur, dessen jüngstes Kind plötzlich gefährlich erkrankt war. Auch nach Jamestown waren Boten gesendet worden, und telegraphische Signale verlangten noch von anderwärts her ärztlichen Beistand.

Ich fand den kleinen Patienten, ein Kind von 8 Monaten, unter einem schrecklichen Anfalle von Croup; man

konnte den eigenthümlichen unheilverkündenden Hustenton durch das halbe Haus hören. Ohne schleunige und entschlossene Hülfe war das Kind verloren. „Dem Kind muß augenblicklich zur Ader gelassen werden," sagte ich. „Herr! sind Sie von Sinnen?" fuhr Sir Hudson auf; „einem Kinde von diesem Alter zur Ader lassen!" — „Ja," war die Antwort, „sonst ist das Kind binnen 10 Minuten todt." — „Aber, Doktor, wie wollen Sie denn eine Vene finden? — „Wir wollen es versuchen." — Damit unterband ich den Arm, und öffnete eine kleine Vene, und als 3 Unzen Blut abgeflossen waren, wurde das Athmen ruhig und leicht; ich verordnete noch eine beruhigende Medicin, und das Kind fiel in einen gesunden Schlaf. In diesem Zustande befand es sich als die übrigen Aerzte ankamen.

Ich habe während meines langen Aufenthaltes auf St. Helena Gelegenheiten genug gehabt, Sir Hudson Lowe's Charakter genau kennen zu lernen. Niemand konnte die gewöhnlichen Pflichten des Gatten und Hausvaters und des gesellschaftlichen Lebens besser erfüllen, als dieser viel verläumdete Mann. Und wie er ein guter Ehemann und Vater war, so war er ein ausgezeichneter Beamter und Verwalter als Gouverneur der Insel. Er brachte es bei den Pflanzern der Insel, nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, dahin, daß sie die Sklaverei ohne Entschädigung aufgaben, von dem Jahre 1818 an; und wußte die humanen Absichten der britischen Regierung in diesem bedenklichen Punkte mit der größten Gewandheit durchzusetzen. Die Freigebung der Schwarzen wurde ihnen als Christbescheerung verkündet; von da an wurde kein Schwarzer mehr als Sklave auf der Insel geboren, und die Zufuhr aus Afrika wurde auf sehr lange Zeit gänzlich gehemmt. Was man beinahe 20 Jahre später erst, und mit großen Kosten für das Mutterland, auch nicht ohne mancherlei andre Uebel, in Westindien ins

Werk setzte, das geschah hier ganz geräuschlos, und ohne daß England dafür in Anspruch genommen wurde.

Der 5. Mai brach an, es war ein trüber, sehr stürmischer Morgen; der Kampf der Elemente begleitete den gewaltsamen Kampf eines souverainen Heldengeistes mit seinem letzten Feinde: Napoleon lag zu Longwood im Sterben.

Ich mußte zu Plantation-House bei dem kranken Kinde bleiben. Der Gouverneur begab sich sehr zeitig nach Longwood, und kam nicht eher zurück, als bis Alles vorüber war. Unsere Unterhaltung zu Plantation-House drehte sich natürlich um nichts Anderes, als um das wichtige Ereigniß des heutigen Tages. Als Sir Hudson Lowe gegen Abend angekommen war, aß er ein wenig, bevor er seinen Bericht an die Regierung abfaßte, und ich bin es der Wahrheit schuldig, zu bemerken, daß, unerachtet all der bittern Zerwürfnisse zwischen dem Abgeschiedenen und ihm selbst, der Gouverneur von Napoleon nur auf das Ehrerbietigste und Gefühlvollste sprach. Es war, wenn ich mich recht erinnere, Major Gorreguer, welcher bemerkte, daß der Todte Englands furchtbarster Feind gewesen sei; und ich erlaubte mir hinzuzufügen, daß die Vorsehung unser glückliches Vaterland unter ihre besondere Obhut genommen zu haben scheine, und die Insel wie mit diamantenem Schilde Jahrhunderte lang bedeckt habe, an welchem alle feindlichen Angriffe von dem spanischen Philipp bis zu Napoleon zerschellt seien. „Ja, meine Herren," erwiederte der Gouverneur, „es war Englands größter Feind, und der meinige dazu; doch ich vergebe ihm Alles. Bei dem Tode eines großen Mannes, wie er war, darf man kein anderes Gefühl hegen, als das des tiefen Schmerzes und der Trauer."

So war denn das große Drama vorüber! der erste Mann der neuern Zeit hatte seine Laufbahn geendet. Wir hatten nur noch die menschliche Neugierde zu befriedigen, welche Krankheit es sei, die den Sieger in so vielen Schlachten

überwältigt habe; und dann seine sterblichen Reste mit den ihnen gebührenden Ehren dem Grabe zu übergeben.

Die Section wurde gemacht in Gegenwart Bertrand's und Montholon's, einiger Stabsofficiere des Gouverneurs und sämmtlicher Medicinalpersonen der Garnison, auch einiger von den Schiffen, endlich Antommarchi's. Walter Scott's Angabe der Anwesenden ist nicht ganz genau, es fehlen mehrere, die wirklich der Section beiwohnten. Ich erhielt von dem Oberarzte sämmtlicher Truppen, Dr. Shortt, den Befehl, das Sectionsprotokoll niederzuschreiben, und das nachmals bekannt gemachte Bulletin abzufassen; unterzeichnen durfte ich meinen Namen nicht, weil ich damals nur noch Unterchirurg war, und der Gouverneur angeordnet hatte, daß kein Militärarzt unter dem Range des Regimentschirurgen das Bulletin unterzeichnen sollte.

Der Tod ist oft ein geheimnißvoller Verschönerer menschlicher Züge. Alle unruhigen und heftigen Leidenschaften weiß er zu beschwichtigen und zu stillen, in der Brust der Ueberlebenden und auf dem Antlitz der Verstorbenen. Auf Napoleon's Aussehen hatte er wunderbar günstig gewirkt; allgemein war beim Anblick des Gesichts der Ausruf: „wie schön!" und Alle mußten anerkennen, daß es nie regelmäßigere und sanftere Gesichtszüge gegeben habe. Der italienische Schnitt des Profils trat in allen seinen Reizen hervor: die unendliche Heiterkeit und Reinheit des Ausdrucks mußte Jeden überraschen, der sich des bewegten Lebens, des heftigen Charakters, der mannichfaltigen Schicksale und Thaten des Verstorbenen erinnerte.

Wie sein ganzes merkwürdiges Leben so viel Geheimnißvolles und Räthselhaftes darbietet, so mußten auch die leblosen Ueberreste nach Widersprüche und Unerklärliches aufzeigen; denn trotz der entsetzlichen Leiden in einer Krankheit, die gewöhnlich auf's Aeußerste abmagert, wurde doch der Leichnam ungeheuer fett gefunden. Der Körper hatte der

materiellen Aufreibung bis zum letzten Augenblicke Widerstand geleistet, wie der Geist unbezwungen geblieben war. Auf dem Brustbeine fand sich eine Lage Fett von 1½ Zoll Dicke; an den Bauchdecken war sie 2 Zoll dick; Netz, Nieren und Herz waren mit Fett überladen. Das Herz war merkwürdig klein, und seine Muskelsubstanz schlaff; ganz anders, als man es gewöhnlich einem muthigen und bedeutenden Mann zutraut.

Ueber die Krankheit, an welcher Napoleon eigentlich starb, war schon bei seinen Lebzeiten viel gestritten worden. O'Meara hatte behauptet, die Leber sei das leidende Organ, und Antommarchi hatte es ihm nachgesagt; aber, wie ich schon erwähnte, der erlauchte Kranke selbst beurtheilte seinen Zustand viel richtiger und gab den Magen als Sitz und Quelle seiner Leiden an. Und jetzt bestätigte die Section, wie sehr er Recht gehabt hatte. Man fand den Magen im Zustande äußerster Desorganisation; er war über und über in breiartiger Verschwärung begriffen. Die Hauptstelle war genau die, die Napoleon so oft genannt hatte, der Pylorus? An diesem konnte ich mit dem Finger in eine Geschwürsöffnung eingehen, die den Magen durchfressen hatte, aber durch eine leichte Verwachsung mit der anliegenden Leber wieder verstopft war. Die Leber selbst aber war frei von aller krankhaften Veränderung; jedes Organ, den Magen ausgenommen, gesund.

Noch manche einzelne Eigenthümlichkeiten wurden an dem Leichnam bemerkt. An dem einen Arm schien er eine Zeitlang ein Fontanell getragen zu haben; an dem einen Unterschenkel fand sich eine geringe Narbe wie von einer Wunde, die aber doch eher von einem Abscess herühren mochte. Die Brust war nicht sehr geräumig; die runden Arme und die kleinen Hände und Füße gaben dem Körper ein weiblich zartes Aussehen. Partes viriles exiguitatis insignes, sicut pueri, videbantur.

Der Kopf war im Verhältniß zum Körper groß, mit einer schönen emporstrebenden, breiten Stirn. Sonst waren aber keine besondern Hervorragungen zu Gunsten phrenologischer Deutung zu bemerken.

Die Ursache des Todes war also handgreiflich und überzeugend in dem krankhaften Zustande des Magens gegeben; es war unbegreiflich, wie Napoleon mit einem solchen Organ, an dem auch nicht ein Zoll gesund war, noch so lange hatte leben können.

Antommarchi wollte eben das Bulletin nach den englischen Aerzten unterzeichnen; da riefen ihn Bertrand und Montholon bei Seite, und nachdem er mit ihnen gesprochen, weigerte er die Unterzeichnung. Der Grund war leicht einzusehen, er würde durch seine Zustimmung zum Protokoll O'Mearas Diagnose einer Leberkrankheit widersprochen haben. Mit der Absicht O'Meara zu halten, und dadurch alles Odium auf die brittische Regierung zu werfen, wurde eine neue Krankheit, Gastrohepatitis erfunden, an welcher Napoleon gestorben sein sollte. Nun behaupte ich aber fest und zuversichtlich, daß wir weder diese noch eine andere endemische Krankheit auf St. Helena hatten. Unter den Soldaten kam dann und wann, aber selten genug, ein Fall von einer Leberentzündung vor, wenn sie in dem Thale von Jamestown der Sonne sehr ausgesetzt waren; im Ganzen betrugen diese Fälle nicht den zwanzigsten Theil derer, die wir in Indien gehabt hatten. Wenn die Leute von dem feuchten Wetter oder der Nachtluft gelitten hatten, so gab es hier, wie in der ganzen Welt unter gleichen Umständen Diarrhöen; und wenn man ein ganzes Jahr unter 500 Mann keinen einzigen Todten hat, wenn das Verhältniß 5 Jahre lange daſſelbe bleibt, und von 40 Officieren kein einziger stirbt, so kann das Klima unmöglich ungesund sein. —

Am 7. Mai lag der Körper des verstorbenen Kaisers mit aller Pracht militairischen Ranges auf dem Paradebette,

und es war wohl kein achtbarer Einwohner auf St. Helena, der nicht an diesem Tage Longwood besucht hätte. In der Frühe des 8. Mai brachte die ganze Garnison, der Gouverneur und der Admiral mit ihrem Stabe, eine große Anzahl Seeofficiere, die Commissäre der Verbündeten, viele vornehme Herren und Damen vom Civilstande, unter dem Zulauf der halben Bevölkerung von St. Helena, den Kaiser zu Grabe.

Als der Zug an der Stelle ankam, von wo an nur ein Fußpfad noch zu dem Begräbnißorte zugänglich war, wurde der Sarg von dem Leichenwagen heruntergenommen. 12 Grenadiere vom 20. und 12 vom 66. Regiment nahmen ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn bis zu der bestimmten mit Trauerweiden bepflanzten Stelle. Zwei protestantische Geistliche und Abbé Vignali begleiteten den Zug, jedoch war nur letzterer in Function. Nach dem Gebete wurde der Sarg in das Grab hinabgelassen; das Herz, in einer silbernen Kapsel in Alkohol eingeschlossen, war mit in den Sarg gesetzt worden. Darauf ertönten 3 Salven von 15 Kanonen, und 3 Regimenter gaben eine dreimalige Salve von Kleingewehrfeuer; das Echo hallte sie in den Bergen und Schluchten tausendfältig nach; das war das Requiem für Napoleon Bonaparte!

Es war ein Schauspiel von ganz außergewöhnlichem und höchstem Interesse. Da lag regungslos die Hülle eines Geistes, der so lange das Geschick ganzer Völker entschieden hatte; des Siegers in hundert Schlachten; des Gesetzgebers; des Mannes, der Könige und Fürsten geschaffen hatte, des Helden des Jahrhunderts! Da lag er wieder zurückgebracht auf seinen irdischen dunkeln Ursprung durch den Lauf gerechtester Vergeltung, nicht mit kaiserlichem Pomp, nicht geführt durch schwarz dekorirte Straßen, sondern auf einem schmalem Gemspfade getragen von den Soldaten eines Volkes, das er sein ganzes Leben hindurch mit der ärgsten Bitterkeit gehaßt hatte; des Volkes, das ihm auf seinem Wege

zur Universalmonarchie kühn entgegengetreten war, und dessen Untergang und Verderben er unablässig gebrütet hatte. Da trugen sie den Leichnam hin, die britischen Grenadiere, geschmückt mit Ehrenzeichen, auf denen die Namen „Talavera, „Albuera," „Vittoria," „Pyrenäen" glänzten. Auf einem dunkeln aber ganz geeigneten Winkel der Erde fand er sein Grab; ein Krater eines ausgebrannten Vulkans, auf einem öden Felsen in der weiten unendlichen Wüste des Oceans; kein Cenotaph, kein Mausoleum, kein Name auf dem leeren Leichensteine bezeichnet die Stellen! —

Das
Babel der medicinischen Nomenclatur.

von

Dr. Bluff.

„Confundamus linguam eorum, ut non audiat unusquisque vocem proximi sui.“
Gen. lib. I. cap. 11. v. 7.

Wenn man das Register einer etwas vollständigen medicinischen speciellen Pathologie und Therapie durchblättert und die zahllose Menge der Krankheitsnamen, welche es enthält, übersieht, so erschrickt man vor allen den Leiden, denen das menschliche Geschlecht ausgesetzt ist. Vergleicht man mit einem solchen neuern Werke ein älteres, so erscheint das erstere um so viel reicher an Krankheiten, daß man fast verzweifelt, das Studium derselben auch nur oberflächlich umfassen zu können, und nur das innerste Register der Arzneimittellehre giebt uns Hoffnung, mit einem so reichen Schatze von Heilmitteln gegen die Masse von Krankheiten ankämpfen zu können. Wenn wir aber diese Materia medica näher betrachten, so erneuert sich unsere Angst, denn die Zahl der heilkräftigen Mittel schrumpft immer mehr und mehr zusammen, und

wird um so kleiner, weil die bedeutendsten Heroen unter den verschiedenartigsten Namen auftreten; glücklicherweise ist es aber derselbe Fall mit den einzelnen Krankheitsnamen, und die Pathologie ist allerdings reicher an Worten, aber nicht im Verhältniß an Sachkenntniß geworden. Obgleich eine treffliche Bemerkung von Amelung über Geisteskrankheiten auch auf die meisten andern Krankheiten in den Lehrbüchern und Handbüchern der speciellen Pathologie paßt, so lassen sich doch glücklicherweise fast alle Krankheiten auf bestimmte Grundformen zurückführen, und diese sind es, welche festgestellt und ermittelt werden müssen.

Amelung sagt nämlich (Bericht über die in den Jahren 1833 und 1834 in Hofheim vorgekommenen Krankheitsfälle. Schmidt's Jahrb. X. S. 88.): „Einem jeden mit der Behandlung Irrer sich beschäftigenden Arzte kann es nicht entgehn, wie schwer es oft ist, den einzelnen concreten Fall von Geistes- oder Gemüthsstörung einer bestimmten Classification nach einem oder dem andern Systeme unterzuordnen. Da die meisten Geisteskranken in der Reihenfolge der Erscheinungen, die sie darbieten, mehr oder weniger große Complicationen oder Uebergänge verschiedener Formen von Geistes- oder Gemüthsleiden darstellen, so kommt es, daß diese Formen, welche sich in den Systemen der Nosologieen ganz gut ausnehmen, wie z. B. bei Sauvages, Ehrhardt, Heinroth und Anderen, in der Natur selten oder nie so rein vorkommen, und daß am Ende eine allzufeine Classification wie in der Nosologie überhaupt, so und insbesondere auch in der Lehre von den Geisteskrankheiten wenig Werth hat, und praktisch wenigstens ganz nutzlos ist. Ich wenigstes vermöchte nie, auch bei dem besten

Willen nicht, eine, wenn auch nur geringe Anzahl Geisteskranker nach den verschiedenen Geschlechtern, Species, Arten und Abarten zu classificiren, wie sie uns Heinroth in seinem Lehrbuche darstellt. Selten kommt ein Fall vor, der das Bild einer bestimmten Form so ausschließlich darstellt, daß er mit dem Namen einer bestimmten Art belegt werden könnte." Wer unterschreibt dies nicht für die meisten in den Lehrbüchern aufgestellten Krankheiten, zumal die chronischen; allein wer findet nicht auch den Grund davon vorzugsweise nicht in der Wandelbarkeit der Erscheinungen, welche die Krankheiten darbieten, sondern vielmehr in der Unbestimmtheit unserer Eintheilungen, in dem Schwankenden unserer Beschreibungen? Bei den meisten Krankheitsbeschreibungen sieht man deutlich wie ihnen nur der eine oder der andere Fall zum Grunde gelegt wurde, und das, was in der einen Beobachtung völlig richtig war, nun zum allgemein gültigen Gesetze erhoben, Irrthum ist und zu Fehlern in der Praxis verleitet. Man fand bei Hepatitis zuweilen Schulterschmerz und schloß voreilig der Schulterschmerz sei Symptom der Hepatitis, und so schließt der Schüler, wenn dieser Schulterschmerz fehlt, er habe es nicht mit einer Leberentzündung zu thun, denn ihm fehlt ein Symptom zur Charakteristik der Hepatitis. Leo Wolf, der eine ausgedehnte Praxis hatte, sagt am Schluß seines ärztlichen Lebens (Remarks on the Abracadabra of the nineteenth Century, or on homöopathic Medecine 1835. pag. 92.): „We candidly confess, that among thousands of patients entrusted to our care, we have seldom been able to name a disease, distinctly corresponding to any nosology or to its popular name."

Je ärmer wir daher noch an genauern Darstellungen von Krankheitsarten, geschweige von Gattungen und Fami-

lien sind, um so reicher sind wir an Worten, nur die Synonymie wächst ins Unendliche. Die Terminologie erinnert trotz all' ihrer Worte an die babylonische Sprachverwirrung, und Verwechselungen werden bei all' dem Reichthum an Krankheitsnamen, nicht nur nicht vermieden, sondern eben hervorgerufen. Die Nosologie soll auf die vorhandenen Krankheitsgeschichten fußen, aber leider ist sie nur zu oft ein hinter dem Studierpulte entworfenes Schema, in welches sich die Krankheiten fügen sollen, und wo die Erfahrung fehlt, hilft ein barbarischer Name. So entstehen Krankheitsgattungen und Arten, die sich auf dem Papiere recht schön systematisch darstellen, die aber in der Wirklichkeit kaum Analogien finden, vielweniger ächt wiedergefunden werden. Wer in der Botanik alle Gattungen a priori construiren wollte, die es geben kann, würde vielleicht in der Zahl noch ungleich reicher an Gattungen sein, als die Natur erscheint, aber die Gattungen, welche die Natur wirklich hat, könnten ihm am Ende doch noch entgangen sein, — und so geht es dem Nosologen am Pulte. Mit jedem neuen Systeme in der Heilkunst wechselt die Nomenklatur, und die Herstellung einer vollständigen Synonymia morborum ist eine kaum mehr vollständig zu lösende Aufgabe. Ja die einfachsten Krankheitsformen, über deren Natur nicht viel differente Meinungen herrschen, haben dennoch von Zeit zu Zeit einen anderen Namen angenommen, wenn sie etwa eine andere Stelle in einem ephemeren Systeme erhielten. So haben wir für das einfach entzündliche Fieber — dessen Vorkommen ohne locales Leiden selbst geleugnet worden ist, also für eine Krankheit, die nach einigen Aerzten gar nicht für sich besteht, — folgende Namen: Cauma, Causus inflammatorius, Febris acmastica, F. acuta simplex, F. anabasta, F. angeiotonica, F. angeosthenica, F. cardiaca, F. continens, F. continua inflammatoria, F. continua non putris, F. homotona, F. hypersthenica

F. inflammatoria universalis, F. pyrogenetica, F. septenaria, F. sthenica, F. synochica, Phlogopyra, Pyrexia arteriaca, P. sthenica, Sthenopyra, Synocha, S. arterialis, S. febris vasorum, S. imputris, S. muscularis, S. simplex, Synochus inflammatoria, S. imputris, S. non putris, S. simplex; — also nicht weniger als 32 Worte für denselben Gegenstand!

Trotz dieser Masse von Namen finden wir doch noch theils die verschiedenartigsten Dinge mit demselben Namen bezeichnet, theils Namen, die eben um bezeichnend zu sein, recht verkehrt sind, theils Namen, deren Aussprache schon jedes Ohr beleidigt. So bezeichnen wir mit Gastrotomie, den Magenschnitt und den Bauchschnitt; so wird Schönlein's Neurophlogosis mit Malakosis bezeichnet, heißt aber auch Malacia, während unter letzterem Worte auch die Pica verstanden wird. Es scheint leider ganz vergessen, was Gorter sagte: „Ad morborum cognitionem et curationem nil magis obest, quam eodem nomine varium intelligere morbum, aut eundem morbum multis nominibus insignire, quae interdum alium quoque morbum exprimunt, nam morbus est res ab omni alia distincta, saepe habens multas proprietates, quas omnes concipimus intelligi eodem nomine; si enim unus medicus per aliquod nomen alium morbum intelligit, quam alter, hinc maxima confusio."

Die Bezeichnung Gonorrhöe, Saamenfluß, ist offenbar irrig, sie führt so leicht zu der ganz verkehrten Ansicht, als fließe beim Tripper wirklich Saame aus, obwohl nach Naumann (Schmidt's Jahrbücher XIII. 1. S. 102.) unter γόνος im Alterthum ein nicht gereifter Saame, ein unvollkommenes σπερμα verstanden wurde, und also daher schon keineswegs das Wort Gonorrhoe die Meinung eines Aus-

flußes wirklichen genuinen Saamens ausdrückt. Dennoch weiß man recht gut, daß man mit Gonorrhoe einen Tripper bezeichnet, und die Umänderung in Urethralgie war um so mehr eine Verschlimmerung, als dadurch aufs Neue eine verkehrte Idee erweckt wurde, da nicht jeder Schmerz in der Harnröhre ein Tripper ist, und beim Tripper selbst oft genug dieser Schmerz fehlt. Man hat sogar den venerischen weißen Fluß des weiblichen Geschlechts eine Gonorrhoe genannt, obwohl die Physiologen noch gar nicht einig sind, ob überhaupt beim weiblichen Geschlechte Saamenflüßigkeit abgesondert wird. Trefflich sagt Naumann (l. c. S. 94.): „Der durch den Schlendrian autorisirte Name bösartiger weißer Fluß ist selbst bös, und hat endlose Mißverständisse hervorgerufen. Wer will denn dafür Bürge sein, daß eine solche Leucorrhoea maligna nicht eben ein ächter venerischer Scheidentripper ist?" Wie unpassend sind die Bezeichnungen Hydrops flatulentus, Hydrops siccus, Icterus albus, Icterus flavus, Icterus niger, Icterus viridis, Icterus ruber u. s. w.

Und dennoch erwächst aus diesen fehlerhaften Namen bei weitem nicht so viel Nachtheil, als aus der Unzahl neuer Namen die täglich gebildet werden. Keine Varietät irgend eines Krankheitszustandes wird beobachtet, oder man führt sie auch sogleich unter einem neuen gewichtigen Namen in die Nosologie ein, keine auch noch so geringe Verbesserung oder auch bloße Aenderung irgend einer Operationsmethode wird vorgeschlagen — denn bei vielen bleibt es beim bloßen Vorschlage, — oder es wird ihr sogleich ein neuer Name gegeben; kein auch noch so unbedeutendes chirurgisches Werkzeug wird einmal bekannt gemacht, ohne daß neben der Abbildung ein neuer Name prangt! Wie passend sagte doch einst Baglivi (Prax. med. lib. 1. cap. 1. §. 5.): „Quid insulsius, quam ubi re consentiunt, eos verbis dissidentes facere? haec novas fingendi voces libido mirum est ut tironem jam

feliciter progredientem retardat, eique tenebras ac diffidentiam ex aequivocis offundit, qua de causa saepius ubi sit, et quo se ferre debeat, in morborum curationem dubitat, saepius impingit, et non raro veri, aut verisimilis specie, vel fallit, vel fallitur. Quod spectat ad aegrotantes, hi sane nil sui interesse putant, si morborum effectus et corporis animati principia rudioribus antiquorum vocabulis appellaveris; dummodo veras curandi rationes perfecte noveris, verbaque tua transeant in facta, atque eventus respondeant promissis."

Berzelius klagt (vierzehnter Jahresbericht u. s. w. übers. von Wöhler, S. 334.) über die Kakophonie der Chemiker, welche neue Entdeckungen machen. Ach! in der Heilkunst reiht sich die Kakophonie nicht einmal an neue Entdeckungen! Der schlecht gewählte kaum deutlich aussprechbare Name ist oft genug das einzig Neue bei manchen Mittheilungen. Wir haben der barbarischen Wörter schon so viele, aber die neuere und neueste Zeit scheint alles Frühere noch übertreffen zu wollen. Man höre einmal: Achromatopsia, Adenemphraxis, Aedöopsophia, Cystanastrophe, Cystichepatolithiasis, Dacryaemorrhysis, Enteroepiplomphalocele Enterocystoscheocele, Epiploenteroscheocele, Epiplosarcomphalon, Galactoplerosis, Genneticocnesmus, Geusiodysphoria, Gnathancylosis, Hepatopostema, Hydrenteromphalocele, Hydrepiplomphalocele, Onychexallaxis, Prthysteroptoma, Orteosathyrosis, u. s. w. Wahrlich! da muß man mit Friedr. Hoffmann (de medico sui ipsius III.) sagen: „Consuetudo pessima est — — eloquentia maleferiata crumenas aegrotantium emungere!"

Man hat bei den chronischen Exanthemen die Species-Krämerei mancher Botaniker nur zu sehr im Auge behalten, und ephemere Formen, die von der Constitution, von den Lebensverhältnissen, selbst den stattgehabten arzneilichen Wirkungen bei den einzelnen Kranken abhängig und dadurch hervorgerufen waren, als bestimmte Arten aufgestellt, und

das Studium dadurch so sehr erschwert, daß sich, ohne die Kupfersammlung zu jenen Monographien über Hautkrankheiten in der Hand zu haben, Niemand mehr zurecht zu finden weiß, zumal da dasselbe Wort bei dem einen Schriftsteller eine ganze Klasse von Exanthemen bezeichnet, während der Andere nur eine einzelne Art darunter versteht. So bringen Manche alle chronischen Ausschläge unter dem Namen Impetigo, während andere nur Herpes, Willan gar nur den herpes crustosus darunter versteht; so sind die Flechten Einiger eine ganze Gattung, während Willan nur den herpes pustulosus so nennt. Wenn irgend die Diagnostik ins Kleinliche ausgeartet ist, so ist dies bei den chronischen Exanthemen der Fall, und indem wir die volle Ueberzeugung hegen, daß diese gleichsam mikroskopischen Unterscheidungen für die Therapie bis jetzt auch noch nicht den allergeringsten Nutzen hatten, und das Studium um so mehr erschwerten, als sie den Anfänger nicht blos, sondern selbst den geübtern Arzt verwirrten, behaupten wir kühn, daß Willan und Bateman durch ihre hierher gehörigen Werke mehr geschadet als genützt haben, und betrachten ihre Arbeiten als bloße Spielereien und wahre Verwirrungen, indem wir bedauern, daß die zu dieser Arbeit benutzte Zeit, und der angewandte Fleiß nicht Besserem zugetheilt wurden. Man ist mit einer mehr als minutiösen Einseitigkeit verfahren, ähnlich manchen der neuen Botaniker, über deren Arten sich der unsterbliche Linné nicht wenig wundern würde; man hat in der Medicin die alten Namen willkührlich ausgelegt, verdrängt, und neue fürchterlich klingende zu Tage gefördert; hätte man doch, als man die Botaniker zum Muster nahm, auch an Linné's Philosophia botanica und die Paragraphen **243** und **249** gedacht, in denen es heißt (§. **243.**): „Nomen dignum, alio licet aptiori, permutare non licet," wozu Gleditsch in der von ihm besorgten 2. Ausgabe dieses Werkes sagt: „Abstinendum ab innovatione, quae nunquam

cessaret, quin indies aptiora detegerentur in infinitum.“ So erinnert der §. 249.: „Nomina . . . . sesquipedalia, enuntiatu difficilia . . . . fugienda sunt.“ an das alte Horazische

„ — — — — — Sesquipedalia verba
Vel nocitura sono, guttur laesura loquentis.“

Sehr wahr sagt Troschel (Zeit. v. Ver. f. Heilk. in Preußen 1836. Nr. 52.): „Man findet in mehreren neuern Büchern über Zahnkrankheiten, verschiedene Arten von Necrosis der Zähne aufgeführt und mit abentheuerlichen Namen belegt. Sie sind aus der Eintheilung des Pariser Duval entnommen, und die deutschen Nacheifrer haben nicht beachtet, daß es in Frankreich wie bei uns ungelehrte, aber desto ruhmredigere Zahnärzte giebt, die mit neuen Namen und Gattungen Aufsehen erregen wollen.“ Das gilt aber auch noch von sehr vielen anderen Krankheiten, und die zahllose Menge von neuen Krankheiten auf „Itis“ erscheinen bei näherer Untersuchung als alte Bekannte, denen man ein neues Kleid angethan, und die man unter einem neuen Namen als etwas Neues in die Welt einschwärzt.

Nirgend ist aber der Wechsel der Nomenclatur in der Heilkunst größer als in der Arzneimittellehre! Mit jedem Wechsel der chemischen Ansichten erhalten unsere Präparate einen neuen Namen, und es ist nicht abzusehen, wohin das führen soll. Eins der bekanntesten Mittel, vielleicht das am häufigsten angewandte Präparat, das alt bekannte Calomel führt bereits folgende Namen: Aquila alba mitigata, Aquila coelestis, Calomel, Calomelas, Chloretum hydrargyri, Draco mitigatus, Filius majae, Hydrargyri submurias, H. submurias sublimatus et praecipitatus, Hydrargyrum chloratum, H. chloridulatum, H. chlorinicum in minimo, H. chlorinicum mite, H. chlorinicum mite praecipitatum, H. chlorinicum praecipitatum, H. chlorinosum, H. haloidulatum, H. haloidatum, H. oxydulatum muriaticum, H. oxydulatum muriaticum mite praecipitatum, Manna metallorum, Mercurius dulcis, M. dulcis

sublimatus et praecipitatus, Murias hydrargyri dulcis, M. hydrargyri dulcis sublimatus, M. hydrargyri mitis, M. hydrargyri oxydulati, M. hydrargyri oxydulatus praeparatus, M. hydrargyrosus, M. oxydnli hydrargyri mitis, M. protoxydi hydrargyri, Panacea mercurialis, Panchymagogon minerale, Panchymagogon quercetani, Protochloruretum hydrargyri, Protochloruretum hydrargyri sublimatum et praecipitatum, Submurias hydrargyri sublimatus (S. Synonymia medicaminum, medicorum nec non pharmacopolarum usui scripsit M. J. Bluff. Lipsiae 1831. pag. 92.) — also 37 Namen, von denen seit Oswald Croll, der in seiner Basilica chymica 1609. (deutsche Ausgabe. S. 124.) die erste Vorschrift zur Bereitung gab, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, etwa 12, die übrigen alle seit kaum 30 Jahren, und zwar 16 allein in den letzten 10 Jahren entstanden sind! Wir hoffen, daß die Chemie, obschon sie vor allen andern Fächern in neuester Zeit vorangeschritten ist, dennoch immer weitere Aufklärungen erlangen wird, und dann wird die Namenzahl des gebräuchlichsten Arzneistoffes das halbe Hundert bald erreicht haben.

Zu welchen Verwechselungen aber diese steten Veränderungen der Nomenclatur in der Arzneimittellehre führen, liegt am Tage. Furlonge heilte (Edinb. med. and. surg. Journ. 1830. Jan.) einen Fall von Trismus neonatorum, indem er alle 3 Stunden einen Tropfen Laudanum und dazwischen folgendes Pulver gab: Rp. Pulv. doveri. gr. II. Sulphatis Zinci. gr. V. Hufeland, der den Fall in seinem Journal (1830 Octoberheft) mittheilte, sagt mit Recht: „hier tritt wieder das Unglück unserer Nomenclaturverwirrung ein; sollte dieses Sulphas gleich sein mit unserm Zincum sulphuricum, so war die Dosis für ein neugebornes Kind alle 3 Stunden zu groß, also ist wahrscheinlich damit eine mildere Präparation zu verstehen.“ Welches Studium wird nicht diese Synonymie allein fordern! Wir sind überzeugt, Eisen-

mann's neue Namen und seine Bezeichnung der Arzneimittel schaden dem Eingang seiner Werke in der Praxis sehr; ich hörte erst kürzlich einen praktischen Arzt die Ansichten Eisenmanns sehr loben, aber er gestand zugleich sich in den Namen und den Arzneimitteln schlecht zurecht zu finden. —

Man sage nicht: viele der alten Namen seien offenbar falsch, sie bezeichnen etwas Verkehrtes, denn von den neuen Namen gilt es heute noch, daß sie passend sind, und eine neue Entdeckung belehrt uns Morgen eines Besseren, unsere Namen taugen nicht mehr, wir machen neue, und so geht es in Ewigkeit fort zum Nachtheil unserer Kunst, welche die Erfahrungen der Vorgänger gar nicht entbehren kann, und sie durch diesen Wechsel der Namen täglich mehr erschwert sieht. Wie schön sagt Wildenow (Species plantarum. Tomus V. pag. 198.): Nomen triviale (Polypodii ilvensis) non mutari, licet in Insula Elba haud crescat, quum nomina non nisi urgente necessitate mutanda esse credam."

Zudem haben wir eine Menge von Namen in der Arzneimittellehre die offenbar falsch sind, und dennoch beibehalten wurden, weil sie gäng und gebe sind. Wir wissen Alle Recht gut, was unter Ambra verstanden wird, ohne daß wir bis jetzt wissen, was denn eigentlich Ambra ist, und woher wir sie entnehmen; Rad. Salep kommt von unbekannten Orchisarten, Rad. Galangae von einer unbekannten Pflanze, eben so Gummi galbanum. Rad. Bardanae kommt von Arctium Lappa, Rad. Caryophyllatae von Geum urbanum; Rad. Gentianae rubrae von Gentiana lutea; Rad. Graminis von Triticum repens; Rad. Hellebori albi von Veratrum album; Rad. Lapathi von Rumex obtusifolius; Rad. Sarsaparillae von Smilax syphilitica; — Herba Cardui benedicti kommt von Centaurea benedicta; Hb. matricariae von Pyrethrum parthenium; die Fol. sennae kommen von Cassia lanceolata; — Cortex Cascarillae kommt von Croton elateria; — die Flores Chamomillae romanae kommen von An-

themis nobilis, — die Semina cinae von Artemisia contra; das Oleum Cajeputi wird aus Melaleuca leucodendron gewonnen; — also alles irrige Benennungen; dennoch hat man sie beibehalten, sich die Verbesserungen der Botanik gemerkt, aber die alten bekannten Namen gelassen. Wenn man eben so ängstlich, wie man mit jeder chemischen Verbesserung oder Veränderung den Namen ändert, mit jeder botanischen Verbesserung den Namen des Arzneimittels gewechselt hätte, so würden z. B. die Semina phellandrii auch den Namen S. ligustici und S. Oenanthes tragen, da die Planze, von welcher dieser Same genommen wird, bei Linné Phellandrium aquaticum hieß, nach Cranz aber zu Ligusticum, nach Lamark zu Oenanthe gehört. So würde Hb. conii auch Hb. cicutae maculatae nach Lamark, Hb. cicutae majoris nach demselben Schriftsteller, Hb. coriandri cicutae nach Cranz, Hb. coriandri maculati nach Roth heißen, und man würde der Namen mit jeder neuen Monographie der Umbelliferen einige neue hinzutreten sehen. So wenig wie dies aber hier geschehen, und so wenig es hier nöthig, so wenig ist es irgend nöthig. Man wähle eben gar keine so streng chemische Definition enthaltende Namen, und man wird nicht genöthigt sein, sie mit dem Wechsel der Ansichten und den Fortschritten der Chemie zu ändern. Wir wissen, daß Calomel, Chlorqueckſilber im Minimo des Chlors ist, d. h. nach unseren Kenntnissen in der Chemie ist dies unsere Ansicht, ändert sich diese Kenntniß, lehrt ein erweitertes Wissen uns, daß es etwas anderes ist, so kann der Name Calomel immerhin bleiben, indem wir alsdann den neuen Begriff damit verbinden, denn die Sache an und für sich blieb immer dieselbe. Sagten wir aber für das in Rede stehende Präparat Hydrargyrum chlorinicum in minimo, so müßten wir mit fortschreitender Aufklärung in der Chemie auch später Murias hydrargyri oxydulati, und dann Submurias hydrargyri

sublimatus, und weiter Protochloruretum hydrargyri sublimatum et praecipitatum sagen, und des ewigen Wechsels wird kein Ende sein!

Möchten auch in dieser Hinsicht einmal feste Bestimmungen getroffen sein, die von den Extremen gleichweit entfernt, eine Basis feststellten, nach der sich Jeder richten müßte; möchte Allen Galen's Ausspruch vor Augen stehen, indem er (De symptomatum differentia lib. III. cap. I.) sagt: „Summopere curet (medicus) ut singulis rebus singula adhibeat nomina, ne ob homonymiam sermo reddatur obscurior, neve sophysmatis perturbetur, neque etiam res aliqua omittatur. Ceterum sive recte, sive perperam, sive proprie, sive improprie nomen fuerit institutum, multo ocio considerandum est, idque si prius res ipsas didicerimus: quippe non in nominibus, sed in rerum notitia rectum officium versari videtur!"

(Aus Bluff's Werke: Zur Reform der Heilkunde. 2 Bde. Leipzig 1836. 37.)

Der Student der Medicin.

Die Scene begiebt sich auf dem Vorhofe eines anatomischen Theaters im Hospital von ***. Unser Student tritt stürmisch ein. Er ist ein junger Gentleman, nach englischem Maaß ungefähr fünf Fuß acht Zoll hoch, mit finsterm dunkelm Auge und schön gezeichneten Brauen, die an der Nasenwurzel sich begegnen. Seine Nase ist breit, lang und fleischig, und harmonirt durchaus mit einem sehr dicken, hervorquellenden Lippenpaar. Der Teint des jungen Mannes gleicht der Farbe mit Rauch gemischten Rußes; seine Stirn ist niedrig; und ein, nach der Weise der Billardspieler und Schenkenbesucher, keck auf das linke Ohr gestülpter Hut mit äußerst schmaler Krempe verbirgt die übrigen Theile seines Kopfes. Eine schwarze Cravatte, nach Ben Brace, des bekannten englischen Matrosen, Vorschrift umschlungen, ein sehr großer und ziemlich schmutziger Hemdkragen, ein rothbrauner Rock mit gewaltigen schwarzen Hornknöpfen, in ihren unteren Theilen sehr schadhafte und schmutzige Inexpressibles von Plüsch bilden sein Costüm, das im Ganzen einem December-Modekupfer gleicht. Seine Hände haben die weiten Taschen seines langhaarigen Flauschrocks zu ihrem temporären Aufenthalt genommen; unter dem Arm trägt er einen Octavband, dessen Deckel ursprünglich von dem Buch-

binder marmorirt, von dem weisen Schüler aber total beschmiert worden ist. Aber es ist Zeit, unseren Kopf sprechen zu lassen; es ist ein Bronzekopf, wie das Automat des Mönchs Baco.

„Sage doch, Bill, wie bist Du gestern Abend nach Hause gekommen? Du siehst heut Morgen sehr unternehmend aus. Aber, warum hast Du so schnell das Feld geräumt? Du hättest noch bleiben müssen, um den Gesang der Ferkel zu hören; das war famos! Später kam noch der Sänger mit der Baßstimme, den Du kennst; das ist ein Kerl, comme il faut! Donner, was der für eine Stimme hat! Ich möchte wohl seine Lunge haben. Endlich trat das kleine Närrchen in dem blauen Hut mit weißer Feder auf; Du weißt, hm! sie machte in: „guter Mond, du gehst so stille" Furore. Jim und ich, wir waren ganz toll; wir ließen uns gerösteten Käse, Ale und Whisky geben und schwelgten, und doch bin ich heute Morgen frisch wie 'ne Rose, alter Junge! Indeß muß ich jetzt etwas Anregendes zu mir nehmen. Was wollen wir genießen? Wir wollen uns aus Billy-Barlow Bier holen lassen, und dann „Kopf oder Schrift" spielen. Willst Du 'ne Cigarre? Ein verdammt nettes Geschöpf, das Ladenmädchen, wo ich sie kaufte; sie versprach, mich morgen nach der „Adler-Schenke" zu begleiten; 's famos! — Schon neun Uhr! Wollen wir in die Vorlesung gehen? Ach was, wir wollen daheim anatomische Untersuchungen anstellen." Exeunt arcades.

Ein Auditorium von ungefähr zweihundert Personen, mit den verschiedenartigsten Physiognomien und Kostümen befindet sich in einem, mit gewölbter Decke versehenen Amphitheater. Auf dem für den Professor reservirten Platze steht ein großer, mit einem Tuche bedeckter Tisch, aus dem ein Paar Arme und Füße hervorragen. Auf eine Tafel hinter diesem Tische sind menschliche Körpertheile mit Kreide gezeichnet. An der einen Seite des Tisches hängt an einer

Art von Galgen ein Skelett, an der andern ist die Thür durch welche der Professor tritt. Eine mit einem Gitter versehene Gallerie zieht sich um das ganze Amphitheater.

Ein wirres Stimmengebraus herrscht unter dem medicinischen Auditorium. Einige unterhalten sich, Andere reißen Possen; Einige bekäuen ihre Nägel; Andere schreiben Noten in ihre Hefte und spitzen ihre Bleifedern, und sehr Viele werfen sich mit Papierkugeln.

Die anberaumte Stunde hat geschlagen, die Ungeduld der medicinischen Zuhörer hat ihren Gipfel erreicht, und wird nur durch den Versuch eines fleißigen Zuhörers unterbrochen, der, um in die erste Reihe zu gelangen, unter den Pulten wegkriechen muß. Bei jedem solchen Anlaß wird dasjenige Individuum, welches so Kühnes unternimmt, mit Beifallklatschen und Gelächter begrüßt.

Endlich erscheint der Professor, und nach Beseitigung der „Pst!" und „Hm!" beginnt er seinen Vortrag. Kaum hat er fünf Minuten gesprochen, als man polternde Tritte auf der Treppe hört und die Thüre zur Gallerie mit Geräusch sich öffnet. Die Ursache dieser Störung ist Mr. Thomas Hogmore, unser Held, der in diesem Moment eintritt, und dem der Professor, über die Unterbrechung wüthend einen vernichtenden Blick zuschleudert. Herr Hogmore erträgt diesen Blick mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit, aber kaum hat der Professor die Augen abgewandt, als eine Grimasse an ihre Stelle tritt, die in dem Ausstrecken der Zunge und einem Blinzeln mit dem linken Auge besteht. Hierauf läßt er sich nieder, nimmt die Miene eines aufmerksamen Zuhörenden an, und stemmt die Beine gegen das eiserne Gitter, während seine obere Kinnlade auf einem äußerst gewichtigen Knotenstocke ruht.

Jetzt hebt sich der Vorhang. Ein allgemeines Gelächter erschallt, denn er enthüllt den Blicken des Auditoriums die Büste eines verstorbenen Professors der Anatomie, die durch

das Genie des Mr. Hogmore mit einem Schnurrbart und einem fließpapiernen Krönungsmantel verziert worden. Der Professor ist über eine so plötzliche Ausgelassenheit erstaunt, aber hinter sich blickend, entdeckt er bald die Ursache derselben. — „Meine Herren . . . Jemand . . . ich kann sagen, ein Individuum, hat sich nicht gescheut, sich gemein zu benehmen! (Bravo! hört! hört!) Meine Herren, wer auch dieses Individuum sei, ich erlaube mir zu wiederholen, daß er sich seiner selbst schämen muß; — ich habe genug gesagt. Ich berufe mich auf den gesunden Verstand und das Schicklichkeitsgefühl meines Auditoriums. (Hört! hört! Pfui! Hinaus mit ihm! ein Lärmen, woran der Schuldige den meisten Antheil hat.)

Nach diesem Intermezzo geht der Vortrag weiter; aber da sich dieser über die festgesetzte Zeit verlängert, wird das Endigen desselben durch ein allgemeines Scharren und Husten von der ganzen Versammlung angedeutet. Wir werden jetzt unsern Neophiten begleiten, der, wie wir aus der Art erkennen, wie er sein Mittagbrod, bei einem Restaurant, den er mit dem klassischen Namen „Nachteule" beehrt, einnimmt pflichtmäßig von dem Vortrage erbaut worden.

„Nun Jack, mein Junge, wie geht's Dir? Ich habe den Morgen furchtbar geort; wenn ich nicht tüchtig einhaue, halte ich es nicht aus. Ich bin ungeheuer erschöpft. Nun, mein Mädchen, was giebt's heute?"

„Rindfleisch, mein Herr, und vortrefflichen Kohl; Kalbsbraten und Schinken, ein auserlesener Bissen; Bohnen mit Hammelfleisch, Leber mit Speck, Kalbskopf und Gehirn . . . Alles is da, und empfehlenswerth. (Mit Emphasis:) Auch Wildpretsachen, Cotelets und Beafsteaks."

„Ach, bringe uns Leber mit Speck. Apropos, Jack, wirst Du im Collegium die detaillirte Anatomie der Leber vortragen?"

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht."

„Ich glaube es auch nicht; meine anatomische Arbeit war diesen Morgen köstlich.“

„Warum hast Du sie nicht abgeformt.“

„Uebrigens kann man Leber sehr gut auf dem Teller studiren.“

Solche Unterhaltung würzt das Mahl.

„Sally,“ ruft endlich Mr. Hogmore, „was bin ich schuldig?“

„Eine Kalbsleber mit Speck, Master, zehn Pence; Kartoffeln elf; Brod zwölf; zwei Glas Bier einen Shilling und neun Pence; Käse zwölf Pence, und Sellerie — Sie haben doch Sellerie gehabt?“

„Ja.“

„Macht zwei Shilling und einen Penny, Master.“

„Oho! zwei Kugeln und ein Kügelchen? Ich würde Dir selbst was Klingendes schenken, wenn ich nur was hätte.“

„Wirklich, Master? hm!“

„Freilich. Sage mir, wo wirst Du denn nächsten Sonntag hingehen?“

„Bald hier, bald dort, Master, wie sich's gerade macht.“

„Komm doch einmal her, ich habe Dir etwas zu sagen.“

„Nun — was denn?

„Ich muß Dir sagen, Sally, daß Du ein verwettert schmuckes Mädchen bist.“

„Ach, Sie schwatzen nur so. Da! haben wirs... Schauen Sie nur auf meinen Fuß ... was Sie gemacht haben.“

Es ist zu bemerken, daß Mr. Hogmore, um seinem Complimente Nachdruck zu geben, das hübsche Mädchen auf den Fuß getreten und den schmutzigen Abdruck zweier Reihen kleiner Nägel darauf zurückgelassen. Nach diesem Act der Galanterie bezahlt er seine Rechnung und treibt sich nach Laune, eine schlechte Cigarre rauchend und die Vorübergehenden

mit dem Ellenbogen stoßend, in der Fleet-Straße oder am Strande umher.

So vertreibt er sich die Zeit bis zum Abend, dann kehrt er in seine Wohnung im dritten Stock zurück, um dort mit einigen Freunden Whist zu spielen. Die Aufmerksamkeit der Spieler ist zwischen dem Spiele und dem Grog an Whisky getheilt, denn neben den Marken hat ein jeder Spieler ein Glas mit diesem edlen Getränk zur Hand. Der Inhalt dieser Gläser wird aus einer auf dem Tische stehenden grünen Flasche und dem auf dem Feuer brodelnden Kessel, der den Abend zweimal aus dem in der Nebenkammer befindlichen Wasserkruge Nahrung erhält, gefüllt, und Spiel und Getränk versetzen die Gesellschaft in die ausgelassenste Stimmung. Ist der Wasserkrug und die grüne Flasche geleert, dann wird das Anathem über beides ausgesprochen, die Leuchter in den Kamin geworfen, und man schickt sich zu einer Abendpromenade an. Die jungen Gentlemen stürzen in die Straße herab, tanzen nach selbstgepfiffener Melodie, schreien, heulen, reißen die Hausglocken ab, insultiren einen Wachtmann und werden endlich in das Gefängniß gebracht, aus dem man sie den nächsten Morgen nach der gewöhnlichen Strafe für Trunkenheit wieder entläßt.

Wir nehmen an, daß unser Held von einem, mit seiner Familie befreundeten Gentleman zum Diner eingeladen ist, und nach unumgänglich nöthiger Reform seiner Toilette, sich bei diesem eingefunden hat. Der Herr des Hauses zerlegt einen Hasen.

„Oh Sie sind sehr vertieft, bemerkt sein Gast; Sie zerschneiden jetzt das Nackenband. Es ist sehr groß und stark bei gewissen Thieren, und neulich habe ich erst ein solches an einem Neger bloßgelegt. Er war ziemlich gut geformt."

„Bloßgelegt, mein Herr!" frägt ein ihm gegenübersitzender Gast, „wie geschah das?" Da erinnert ein Ellenbogenstoß seines Nachbars den Studenten, daß Damen an-

wesend sind. Mr. Hogmore wirft also, da er seine Gedanken nicht durch Worte ausdrücken darf, auf den Frager einen bedeutsamen Blick, faßt Messer und Gabel wie zwei Federn, und secirt damit ein auf dem Teller vor ihm liegendes Stück Fleisch, indem er subtil das Fette vom Magern trennt.

Endlich nimmt man das Tischtuch weg und servirt das Desert. Ein junger Geistlicher erzählt von dem Examen, das er so eben in Cambridge bestanden hat.

„Sie haben's also überstanden," sagt unser Held. „Wie haben sich die Perrückenstöcke benommen, haben sie sich als Gentlemen gezeigt, oder haben sie Euch verblüfft gemacht?"

Der Geistliche erwiedert hierauf höflich.

„Indeß," fährt Mr. Hogmore fort, „sind Ihre Examen nichts gegen die Unsrigen. Schon drei Monate martere ich mich ab, und dennoch will Doctor Hoarley, daß ich mich noch drei Monate vorbereiten soll. Die Anatomie kenne ich so ziemlich, und die Examinatoren verstehen selbst nicht viel, aber darum eben martern sie uns so entsetzlich. Sie sind nur in Latein und Griechisch examinirt worden, aber wir haben das Latein und Griechische und Gott weiß, was noch! Ich habe mein lateinisches Examen überstanden und bin dessen herzlich froh. Man gab mir eine ganze Seite, und wenn ich nicht den Aufsatz meines Nachbars zu Hülfe genommen, wäre ich zu Grunde gerichtet gewesen. Ich verabscheue das Latein. Wozu dient es? Als wenn man durch das Latein die Schenkelpulsader kennen lernte, — — Welche Plage!"

„Sie sind ohne Zweifel ein Freund der Poesie?" fragt eine junge Dame, den Sprecher unterbrechend.

„Der Poesie? Ei was!... Ich habe nicht ein poetisches Werk angesehen, seitdem ich die Klasse verlassen. Ueberhaupt habe ich immer die kurzen Verse den langen vorgezogen. Ha, ha, ha!

„Aber die Musik, die lieben Sie gewiß?"

„Die Musik? Ei, lustige Lieder hab' ich allerdings gern. Haben Sie schon „das Meer" singen hören?

„Nein, ich habe das Vergnügen noch nicht gehabt; ist es hübsch?"

„Famos. Kennen Sie die „Bucht von Biscaya?"

„Nein."

„Das Lied kennen Sie nicht; dann müssen sie einmal nach dem „Kohlenloche" *) gehen: nein — ich will sagen, es ist nicht durchaus nöthig, daß Sie gerade dorthin gehen, aber dort singt man meine Lieblingslieder."

„Das Kohlenloch! Mein Gott! Welch ein sonderbarer Ort zum Singen. Das muß sehr amüsant sein!

„Ich bilde mir ein," sagte ein Schöngeist der Gesellschaft, „daß dies ein sehr geeigneter Ort zur Aufführung der „Cenerentolà" sein muß."

Dieser Scherz macht Alles Lachen; Mr. Hogmore ist der Meinung, daß man auf seine Kosten lacht. Er schaut den Witzling ingrimmig an; und murmelt etwas von „Persönlichkeit," als wenn dieses Substantiv den Titel von Rossinis Oper vervollständigte.

„Was halten Sie von der Phrenologie?" fragte ein junges Mädchen von dreißig Jahren, angethan mit einem azurfarbenen Kleide und einem diesem Kleide conformen Teint.

„Gall hat all seine Geltung bei uns verloren. — Darf ich um Nüsse bitten."

„Und von den Functionen des Gehirns?" fragte sie weiter.

„Darüber giebt's bei uns kein Examen, und wie gesagt, Gall und Spurzheim gelten nichts mehr."

„Es ist wahr, sie haben keine philosophische Basis."

*) Eine von der untersten Klasse des Volkes besuchte Taverne.

„Die Philosophie ist mir zu luftig, ich liebe das Positive. Apropos, ich will Ihnen ein köstliches Stückchen von Gall erzählen. Gall hatte einen Jungen, der einen für seine Eigenliebe sehr argen Buckel hatte; der alte Gall verschaffte sich also eine Zinnplatte und eine Schraube, die er an den Kopf des Kindes vermittelst eines eigenthümlichen Apparats befestigte und schraubte die Platte täglich mehr und mehr an den Körper, um den anstößigen Höcker zu verdrängen."

„Wirklich — und das Resultat?

„Das Kind verdrehte die Augen, verschluckte seine Zunge und starb unter Convulsionen. Ha, ha, ha!"

„Ist diese Geschichte nicht apokryphisch?"

„Wie so? Es war Gall oder Spurzheim ich vergaß welcher. . . ."

Die Damen ziehen sich zurück; die Herren sprechen von Pferden, Politik, Landwirthschaft, praktischer Meteorologie, von dem Stande des Hafers und des Wetters, bis man den Kaffe bringt.

Musik gehört jetzt durchaus zu jeder Soirée; eine Dame setzt sich also an das Klavier, um das Ihrige in dem la ci darem la mano zu thun. Mitten im Vortrag aber beginnt Mr. Hogmore, in der Meinung eines seiner Kneipenlieder zu hören, zu pfeifen und ausgelassen zu jodeln.

Da man in der Gesellschaft seine Lustigkeit nicht theilt, zieht er sich mit einem Schulfreund, der ihn begleitet hat, in einen Winkel zurück und beginnt eine lebhafte und sehr laute Conversation.

„Darauf war ich, mein Seel, nicht gefaßt! Einem wie uns, Wein und Wasser nach dem Mittagsmahle zu geben, und nicht einmal Zucker. Grog wäre mir weit lieber gewesen."

„Was hältst Du von dem jungen Mädchen, die eben singt?" fragte sein Freund.

„Is 'ne Schelmin, sie hat einen famosen Hals; indeß sind das Schüsselbein und die Muskeln sterno-cleidomastoidei ein wenig zu sehr hervorstehend. Aber die Gesellschaft bricht auf, wir wollen uns auf die Strümpfe machen. Ich bin müde; und Du?

„Wir werden noch gerade zur rechten Zeit in der „Biertonne" ankommen, ich habe einen Wolfshunger!" Exeunt.

Wir werden mit einem kurzen Resumé der moralischen und intellectuellen Fähigkeiten des Mr. Hogmore schließen.

Der Hauptzug seines Charakters ist Eigenliebe; er brüstet sich besonders mit Schlauheit und Gewandtheit, und da er in jedem Menschen einen Schurken sieht, setzt er Alles daran, nicht hintergangen zu werden. Demzufolge zweifelt er nicht allein an Allem, sondern versagt auch Allem, was ihm nicht ganz klar erscheint, Glauben. Seine Vernunftschlüsse, obwohl nicht leicht zu erschüttern, sind doch sehr beschränkt. Die Geschichte ist in seinen Augen nichts als eine große Lüge, und Julius Cäsars Tod wie die Legende vom heiligen Georg und dem Drachen sind ihm gleich apokryphisch. Da er nur glaubt, was er fassen kann, so glaubt er nur an das, was er sieht. Nach ihm ist die Anatomie die erhabenste aller Wissenschaften; und obwohl er von der Medicin nur confuse Begriffe hat, so liegt doch in dem Seciren, das ihn den menschlichen Körper kennen lehrt, etwas, das seiner Geistesrichtung zusagt und entspricht. Seiner Meinung nach ist höflich synonym mit weibisch. Er ist gänzlich im Zustande der Unschuld in Bezug auf die schönen Wissenschaften und die Literatur. Was diese letztere betrifft, so verbietet ihm sein Gewissen die Beschäftigung mit ihr, da solches Studium ihn von dem gewählten Berufe abziehen würde. Er hält es für besser in seinen Mußestunden zu spielen, zu trinken, zu rauchen, Zoten zu reißen und die menschliche Natur in ihrer tiefsten Verderbniß zu studiren. Seine Studien sind von materieller, seine

Vergnügungen von thierischer Beschaffenheit. „Indeß erlauben wir uns zu bemerken, daß es auch von dieser allgemeinen Skizze eines Studenten der Medicin Ausnahmen giebt. Es sind viele, die sich der medicinischen Wissenschaft widmen, um der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden, und denen die widerlichen anatomischen Studien, die sie gewiß nicht aus Liebhaberei treiben, als eine unausweichbare Nothwendigkeit, eine Pflicht erscheinen. Sie sind wahre Philosophen und der Erfolg rechtfertigt gewöhnlich ihre Mühen — sie werden ausgezeichnete Aerzte.

Paul Prendergast.

Die englische Naturforscher-Versammlung in Birmingham. 1840.

(Aus dem Tagebuche eines deutschen Naturforschers.)

Vor hundert und fünfzig Jahren erhob sich in England ein gewaltiger Sturm gegen die königliche Gesellschaft in London; von allen Seiten her machte man diesem Naturforscherverein den Vorwurf, daß er das Ansehen der heiligen Schrift vermindere und die christliche Religion untergrabe. Eine wahre Sündfluth von Pamphlets und Spottschriften ließen die vorgeblichen Vertheidiger des Glaubens auf die Naturforscher herabstürzen. Indessen waren diese Bemühungen vergeblich; die Vernunft siegte über den Unverstand. Heutigen Tages sucht man in England ein ähnliches Zelotengeschrei gegen die Wissenschaft, und namentlich gegen die britische naturforschende Gesellschaft zu erheben, deren Bestrebungen als irreligiös zu verdächtigen und, wie es scheint, die Geologie als diejenige Wissenschaft zu bezeichnen, welche vorzugsweise zum Unglauben und zur Verachtung der heiligen Schrift führe. Ein großer Theil der Präsidialrede bezog sich daher auf diesen Punkt, und Vernon Harcourt gab sich viele Mühe den Beweis zu liefern,

daß die Wahrheiten der Offenbarung nie in Widerspruch treten können mit den Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschungen. Für ein englisches Publikum mag die öffentliche Behandlung eines derartigen Gegenstandes sehr passend und auch von großem Interesse seyn; in Deutschland aber, wo glücklicherweise die Wissenschaft, wenigstens dermalen noch auf unbeengtem Boden sich bewegt, hat man nicht nöthig, in öffentlichen Versammlungen darzuthun, daß sie mit der Religion nicht streitet, und braucht sich vor dem verdächtigenden Gerede beschränkter Köpfe nicht zu fürchten; wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß in unserm geistesfreien Vaterland auf einigen Seiten starke Gelüste sich regen, den wissenschaftlichen Geist der Herrschaft eines geisttödtenden Buchstabenglaubens zu unterwerfen. Wir werden uns aber die ererbte und zum allgemeinen Volksgut gewordene intellectuelle Freiheit nicht so leicht entreißen lassen, sollte auch ein noch so ernsthafter Versuch gemacht werden, uns dieses edlen Vorrechtes zu berauben.

In der von Buckland präsidirten geologischen Section hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß die englischen Damen äußerst eifrige Gebirgsforscherinnen sind: von den fünf- oder sechshundert Personen, welche anwesend waren, kam wenigstens die Hälfte auf das schöne Geschlecht, und diese bildete sicherlich nicht den unaufmerksamsten Theil des geologischen Publicums. Wie es mir schien, war unter den anwesenden notablen Gebirgsforschern Buckland entschieden der Liebling der Frauen, was ich ihnen auch gar nicht verdenke; nie habe ich Jemand gehört, der so viel liebenswürdigen Humor und heitern Witz, ja selbst eine gewisse Galanterie in seine Vorträge zu legen gewußt hätte, als eben der berühmte Geolog von Oxford.

Von allen Naturwissenschaften wird jetzt wohl keine so eifrig gepflegt, von so vielen Händen bearbeitet, als die Geologie, und von keiner Wissenschaft nimmt auch die

gebildete Welt im Allgemeinen so viel Kenntniß. Diese Bemerkung gilt vom Festland, ganz besonders aber von Großbritannien. Nichts finde ich in der That natürlicher, als die Art von Wißbegierde, welche so viel als möglich von den frühern Zuständen unseres Planeten und seiner Bildungsgeschichte zu erfahren sich bemüht, ich begreife daher sehr wohl, daß das Interesse für geologische Gegenstände immer allgemeiner wird und je länger je mehr über die Gränzen der gelehrten Welt hinaus sich erstreckt. — Von demjenigen etwas in Erfahrung zu bringen, was jenseits des Bereiches der Geschichte liegt; Kenntniß zu erhalten von Ereignissen, die sich zugetragen, bevor unser Geschlecht ins Dasein gerufen war; zu wissen, wie Berge und Thäler, ja ganze Continente entstanden, und von welcher Art die Urbewohner unserer Erde gewesen sind — man muß anerkennen, daß all dieß einen mächtigen und höchst eigenthümlichen Reiz für jeden denkenden Menschen hat.

Wenn nun auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß während des letzten halben Jahrhunderts auf diesem Gebiete der Forschung Außerordentliches geleistet worden ist, daß in dieser Zeit Aufgaben gelöst worden sind, deren Schwierigkeit außer allem Verhältniß zu der Beschränktheit des menschlichen Geistes zu stehen schien, so sind wir doch noch sehr weit von dem Ziele entfernt, das sich die Wissenschaft gestellt. Trotz aller unserer scharfsinnigen Hebungstheorien, trotz des erlangten Umfangs unseres paläontologischen Wissens sind wir doch noch wahre Abcschützen in der Geschichte unseres Wohnsitzes, kennen wir nur einzelne Bruchstücke vom Ganzen, liegen nur wenige der tausend und aber tausend geologischen Hieroglyphen, die auf der Oberfläche der Erde verzeichnet sind, entziffert vor uns, und ist noch langes und eifriges Forschen nöthig, bis wir nur die Hauptgrundlagen zu einer wahren geologischen Wissenschaft gelegt haben.

Die Physik und Chemie des Innern unseres Planeten sind für uns bis auf diesen Augenblick noch in das tiefste Geheimniß gehüllt, und wer wird läugnen wollen, daß die Kräfte, welche ihren Sitz in den Tiefen der Erde haben, mit den Erscheinungen, die auf der Oberfläche unserer Wohnstätte stattgefunden, mit den furchtbaren Katastrophen, welche die äußere Schale unseres Planeten betroffen haben, in dem allerengsten Zusammenhange stehen? So lange uns aber die Natur jener Kräfte und Gesetzmäßigkeit ihres Wirkens verborgen ist, so lange fehlt uns der Hauptschlüssel zur Erklärung der geologischen Räthsel, so lange müssen uns alle Gebirgserhebungen, und was damit zusammenhängt, als Zufälligkeiten erscheinen, die eben so gut hätten ausbleiben können, als sie eingetreten sind.

Zu ermitteln, wie viele Hebungskatastrophen stattgefunden, und in welcher Zeitordnung sie auf einander gefolgt; zu bestimmen, ob Gebirgsmassen einen feurigen oder wässerigen Ursprung hatten, ob sie aus Salz- oder Süßwasser niedergeschlagen worden, welches Gebilde das ältere, welches das jüngere sei, dies heißt allerdings sehr wichtige Probleme der Geologie lösen. Allein, wenn all dies auf die befriedigendste Weise geschehen wäre, so besäßen wir doch keineswegs eine auch nur halb vollständige Bildungsgeschichte unseres Erdkörpers, und hundert Fragen von der allergrößten Wichtigkeit blieben immer noch unbeantwortet.

Es will mir scheinen, als ob die in der heutigen Geologie herrschende Richtung einen etwas einseitigen Charakter trage. Um das chemische Material der Gebirgsmassen bekümmert man sich jetzt ziemlich wenig oder gar nicht; man sucht nach den thierischen Resten, die darin begraben sind, und findet sich in diesem oder jenem noch unbestimmten Gebilde diese oder jene Muschel, charakteristisch für eine bereits bekannte geologische Ablagerung, so begnügt man sich zu sagen, daß beide Massen derselben Formation angehören,

mögen sie auch in anderweitigen Beziehungen wie der Tag zur Nacht sich verhalten. So z. B. kann heutigen Tages geognostische Kreide alles Mögliche: Sand u. s. w. sein. Man muß gestehen, daß diese Forschungsweise durch eine sehr große Einfachheit sich empfiehlt: denn sie entbindet den Geognosten so zu sagen jeder Verpflichtung auf die qualitative Beschaffenheit der von ihm untersuchten Gebirgsmassen Rücksicht zu nehmen; weßhalb auch zur jetzigen Zeit Jemand recht wohl ein ausgezeichneter Gebirgsforscher sein kann, ohne viel von Mineralogie oder Chemie zu wissen. Hat man das relative Alter von Mineralmassen bestimmt und vermag man zu sagen, daß diese der Keuper-, jene der Liasformation angehöre, so ist die Hauptsache abgethan, und man hat nach anderen, namentlich nach den chemischen Verhältnissen des untersuchten Gegenstandes, wenig mehr zu fragen.

Schon vor einigen Jahren habe ich öffentlich die Meinung ausgesprochen, daß wir eine Geochemie haben müssen, bevor die Rede sein könne von einer wahren geologischen Wissenschaft, welche offenbar auf die chemische Natur der unsern Erdball constituirenden Massen und auf deren Entstehungsweise wenigstens eben so viel Rücksicht zu nehmen hat, als auf das relative Alter dieser Gebilde und auf die darin begrabenen Ueberreste vorweltlicher Pflanzen und Thiere. Es ist indessen mit Sicherheit anzunehmen, daß die Geologen nicht für immer die Richtung verfolgen werden, in der sie sich jetzt bewegen. Sie werden, wenn ihnen einmal die Petrefacten keinen Dienst mehr leisten können, zum Behufe der Erweiterung ihrer Wissenschaft sich nach neuen Hülfsmitteln umsehen und ohne Zweifel dann auch wieder das mineralogisch-chemische Element in die Geologie einführen. Die Zeit, wo dies geschehen wird, scheint nicht mehr ferne zu sein.

Nach vollendeten Sectionssitzungen ißt die britische naturforschende Gesellschaft wie die übrige Welt zu Mittag; anstatt aber das Mahl gemeinschaftlich einzunehmen, vertheilen sich die Mitglieder, welche nicht in Privathäuser geladen sind, in drei oder vier Gasthöfe. Meines Bedünkens thäten die Engländer wohl daran, auch in diesem Punkt die Sitte der deutschen und schweizerischen Gesellschaften nachzuahmen, die Sitte nämlich, gemeinschaftlich zu speisen; hiedurch würden sie einen der Zwecke ihres Vereins besser, als bis jetzt geschieht, erreichen. Gegen das Ende der Versammlungszeit wird allerdings einmal gemeinschaftlich gegessen; es gehen aber bei einem solchen Festmahle zu viele andere Dinge vor, als daß man viel Zeit zu persönlichem Verkehr hätte. In Birmingham betrug die Zahl der an dem öffentlichen Essen theilnehmenden Mitglieder gegen 800. Etwa anderthalb Stunden lang hörte man nichts als Messer-, Gabel- und Tellergeklirr und ein dumpfes Gesumm, wie es entstehen muß, wenn Hunderte von Menschen in einem wiedertönenden Saale gerade so laut sprechen, als zum Verstehen der Rede nöthig ist. Während sich die Gentlemen an ihren joints of beef, venison, tarts und andern Leckerbissen erlabten und in Madera, Portwein und Champagner ihre Gesundheiten privatissime sich zutranken, saßen Hunderte elegant gekleideter Damen auf den Galerien umher und sahen wie es schien, mit großem Interesse und Vergnügen auf die Verwüstungen herab, welche die gelehrten Herren unter den aufgetafelten Speisen und Getränken anrichteten. Ich hätte bald geglaubt, die schöne Welt sei nur gekommen, um zu sehen, ob die Naturforscher in der nämlichen Weise essen und trinken, in der die übrigen Menschenkinder ihre Leibesnahrung zu sich nehmen. Ich mußte mich aber überzeugen, daß noch andere Beweggründe die Elite der Frauenwelt von Birmingham in den Festsaal geführt hatten. Nach beendetem Mahl und abgedeckten Tischen ließen sich englischer

Sitte gemäß die Trinksprüche vernehmen, und um diese Art von Nachtisch mitzugenießen, war die schöne Welt herbeigekommen.

Wie viel Werth die Engländer auch auf die eßbaren Bestandtheile eines öffentlichen Gastmahles legen, so gelten ihnen doch die dabei gehaltenen Reden eben so viel oder noch mehr. Auf dem Festlande und namentlich in Deutschland spielen die Toaste bei öffentlichen Essen im Grunde nur eine sehr untergeordnete Rolle; sie laufen nur so neben her, unterbrechen das Hauptgeschäft des Tages, das Essen und Trinken, blos auf Augenblicke und dienen als eine Art von Specerei, womit wir Speise und Trank zu würzen suchen. In Großbritannien machen sie den wichtigeren Theil des Gastmahles aus, und man ißt und trinkt dort öffentlich eher, um die Gelegenheit zu Toasten zu haben, als daß diese ausgebracht werden, weil man eben in Gesellschaft tafelt. Daher kommt es wohl auch, daß in England der ganze Eß- und Trinkapparat selbst bis auf das Tafeltuch fortgeschafft sein muß, ehe man an das Ausbringen von Gesundheiten denkt. — Um auf unser Gastmahl zurückzukommen hatte der Marquis von Northampton den über Nacht gefährlich erkrankten Präsidenten zu ersetzen und für diesen das nicht leichte Geschäft des Ausbringens aller Toaste zu übernehmen. Da natürlich jede beantragte Gesundheit motivirt werden muß, so gehört wirklich eine nicht geringe Uebung im öffentlichen Reden, auch nicht wenig oratorische Kunst und Gewandtheit dazu, um aus dem Stegreif ein Dutzend oder mehr Toaste von einer aus mehreren tausend Personen bestehenden Versammlung auf interessante und ansprechende Weise auszubringen. Die stürmischen Beifallsbezeugungen, welche der jedesmaligen Anrede des edlen Marquis zu Theil wurden, bewiesen, wie vortrefflich derselbe seines ihm so plötzlich gewordenen Auftrags sich zu entledigen und die rechten Saiten bei seinem Publicum anzuschlagen verstand.

Auch ich konnte nicht umhin, den heitern Humor, den treffenden Witz, die Feinheit der Anspielungen, den Reichthum der Bilder und die Anmuth und Wahrheit der Sprache zu bewundern, welche Sr. Herrlichkeit in diese Tafelreden zu legen wußte. Von Ziererei, von Haschen nach theatralischem Effect, von Unbeholfenheit oder Unsicherheit im Ausdruck, von überflüssiger Wortfülle war keine Rede. Jede Phrase war so gewählt, so nett und klar, daß man meinte, sie könne nur so und nicht anders gesagt werden.

Wie weit sind wir Deutschen noch im Punkte der Kunst der Rede gegen unsere Stammesverwandten zurück! Wie selten finden sich bei uns die Männer, welche auch nur erträglich öffentlich zu sprechen wissen! Wie schleppend und schwerfällig, wie aller Schönheit bar, wie arm an ächtem Witz und Humor sind nicht die meisten der bei unsern Gastmählern ausgebrachten Trinksprüche! Wie häufig müssen wir nicht leiden durch die wahre Herzensangst, unsern Toastimprovisatoren möchte das Wort endlich gänzlich versagen! Wir haben freilich zu unserer Entschuldigung anzuführen, daß uns viel weniger Gelegenheit geboten wird, uns in der öffentlichen Rede zu üben, als unsern brittischen Vettern, und dieser Umstand ist ohne Zweifel ein wesentlicher Grund, weßhalb sie uns als Redner übertreffen. Keine Kunst will in der That mehr gepflegt, mehr geübt sein, als die der Beredsamkeit, wenn man darin auch nur zu einiger Meisterschaft gelangen will. Warum aber bei uns gute öffentliche Redner so selten sind, hat meiner Ansicht nach noch eine andere Ursache. Es wird in einem großen Theil von Deutschland und der Schweiz, selbst unter den gebildeten Ständen auch nicht der geringste Werth auf Schönheit und Richtigkeit der Umgangssprache gelegt; Jeder redet, wie provincielle Uebung und individuelle Weise es eben mit sich bringen. Wird das Gesagte nur verstanden, so liegt wenig daran, ob grobe Verstöße gegen Grammatik, Logik und Wohllaut begangen werden oder nicht. Ja,

an manchen Orten würde sich Derjenige wenig empfehlen und sicherlich den Vorwurf der Ziererei zuziehen, der eine Ausnahme von der Regel machen und einer schönen und gewählten Sprache sich befleißigen wollte. Wie kann man erwarten, daß unter solchen Umständen ein Mann plötzlich gut spreche, wenn dieß ein öffentlicher Anlaß erfordert? Die Sprache, die er nun zu reden hat, ist ihm gewissermaßen eine fremde, und er wird sich ihrer unmöglich mit der Freiheit und Sicherheit bedienen können, mit welcher es Diejenigen thun, denen durch tägliche Uebung richtiges Reden zur zweiten Natur geworden ist. In England wird unter den bessern Ständen auch im täglichen Leben durchgängig gut gesprochen; es wäre daher ein Wunder, wenn die Britten schlechte öffentliche Redner wären.

In Folge deutscher socialen und politischen Verhältnisse hat bis jetzt unsere Sprache noch nicht den stereotypen Charakter erlangt, welchen die englische schon längst besitzt, und dieß ist ein weiterer, und ich glaube nicht unwesentlicher Grund, welcher dem Deutschen die öffentliche Rede schwieriger macht, als dem Engländer. Dieser hat, um gewisse Begriffe und Verhältnisse zu bezeichnen, gleichsam nur in den Sprachschatz hineinzugreifen, und ihm stehen von Jedermann gebrauchte Ausdrücke ganz fertig zu Gebote, während der deutsche Redner sie in der Regel erst neu schaffen muß. Doch knüpfen wir wieder den abgebrochnen Faden unserer Erzählung an.

Für jede vom Präsidenten ausgebrachte Gesundheit mußte gedankt werden. Eine einzelne Dankerstattung dauerte manchmal eine halbe, ja eine ganze Stunde, da dieser Anlaß häufig benützt wird, um irgend einen paßlichen Gegenstand von allgemeinerem Interesse zur öffentlichen Sprache zu bringen. Buckland z. B., der die der Universität Oxford ausgebrachte Gesundheit zu erwiedern hatte, gab in seiner Dankrede der brittischen Regierung einige Lectionen wegen

ihrer immer noch zu geringen Theilnahme an wissenschaftlichen Unternehmungen und Anstalten; er eiferte gegen das ungegründete in England jetzt vielfach sich kundgebende Vorurtheil, daß naturwissenschaftliche Forschungen irreligiösen Sinn begünstigten, und noch über vieles Andere mehr ließ sich der geistreiche Geolog bald auf humoristische, bald auf ernste Weise aus.

Da dem anwesenden Gesandten der Vereinigten Freistaaten ein Toast ausgebracht wurde, so hatte ich Gelegenheit diesen vielfach gerühmten transatlantischen Diplomaten sprechen zu hören und eine gute Probe nordamerikanischer Beredsamkeit zu vernehmen. Mr. Stevensons Sprachstyl fand ich ganz so, wie uns nordamerikanische Redeweise schon oft geschildert worden ist; der Sprecher gebot mit großer Leichtigkeit über Worte und Phrasen; auch verfehlte er nicht auf dieselben viel Emphase zu legen und sie mit lebhaftem Gebärdenspiel und starken Armbewegungen zu begleiten. Seine Rede bezog sich auf einen kitzlichen Gegenstand, nämlich auf das Verhältniß Nordamerika's zu Großbritannien; mit großer diplomatischer Gewandtheit wußte er aber zwischen den Klippen brittischer und amerikanischer Empfindlichkeiten unangestoßen durchzusteuern und mit Kunst beiden Völkern angenehme Dinge zu sagen. Amerika war die Tochter, würdig der brittischen Mutter, beide gemacht sich gegenseitig zu lieben, zu achten und von einander zu lernen. Die Beredsamkeit des Diplomaten machte auf das anwesende Publikum einen größern Eindruck als auf meine Wenigkeit; häufig wurde der Redner durch stürmischen Beifall unterbrochen, zu dem ich, ich gestehe es offen, nichts beitrug. Nach meinem Geschmack mangelte es der amerikanischen Rede an Adel der Haltung, an Natürlichkeit des Ausdrucks, an ächter Wärme des Gefühls, und es kam mir vor, als hätte Eitelkeit einen etwas zu großen Antheil an dem rednerischen Product gehabt, als wäre dasselbe mehr rhetorisch gewesen. Für ein

etwas geübtes Ohr war es auch nicht schwer, in der Betonung der Worte dem Redner es anzumerken, daß er Neu-England angehörte; es lag darin etwas, was ich gemein nennen möchte.

Als ausgezeichneter Redner zeigte sich der bekannte Physiker und Geschichtschreiber der Naturwissenschaften Mr. Whewell aus Cambridge, ein Mann von frischer, warmer und kräftiger Natur, wie ich selten eine jenseits des Canals kennen gelernt. Es war ein wahrer Genuß für mich, den feurigen Fluß seiner Rede mit Ungestüm daher brausen und Tausende mit sich fortreißen zu sehen. Welche Macht liegt doch in dem gesprochenen Wort! Es ist sicherlich das gewaltigste Werkzeug, das der menschliche Geist handhaben und mit dem er wahre Wunder verrichten kann. Aber verhältnißmäßig nur wenigen Sterblichen wird diese Göttergabe in ausgezeichnetem Maaße verliehen, und selbst diese wenigen Auserwählten müssen mit dem erhaltenen Pfund eifrigst wuchern, sollen sie und Andere großen Gewinn davon haben.

Botz's satyrischer Bericht der englischen Versammlung der Naturforscher i. J. 1839.

(Aus Botz's Genre-Bilder aus dem Londoner Alltagsleben.)

I.

Erste Section. — Zoologie und Botanik.
Präsident: Professor Schnarcher.

Der Anblick der Gesellschaft war in hohem Grade imposant. Die Sonne goß ihre Strahlen durch die Fenster herein über die Versammlung und zeigte so in besonderer Deutlichkeit, die Glatzköpfe und die Rothköpfe, die Lockenköpfe und Grauköpfe, die Schwarzköpfe und Dummköpfe der anwesenden Gelehrten. Vor den Herren befanden sich Papiere und Dintenfässer, und rund um den Saal herum auf erhöhten Sitzen saß eine zweite glänzende Gesellschaft, die eleganten und liebenswürdigen Frauen und Töchter der fremden Naturforscher, nebst den Damen von Krähwinkel, die im ganzen Lande durch ihre Schönheit berühmt sind. Nachdem es dem Präsidenten gelungen war, die Ruhe herzustellen, forderte er einen der Secretaire auf, eine einge-

gangene Abhandlung vorzulesen, welche überschrieben war: „Einige Bemerkungen über die industriösen Flöhe, nebst Betrachtungen über die Wichtigkeit, Erziehungsanstalten unter der zahlreichen Nation der Flöhe einzuführen, ihre Industrie auf nützliche und praktische Zwecke zu leiten und den Ueberschuß des Gewinnes davon zu einer Unterstützung der Alten und Schwachen zu verwenden." — Der Verfasser sagte, er habe seit langer Zeit seine Aufmerksamkeit auf den geistigen und gesellschaftlichen Zustand dieser interessanten Geschöpfe gerichtet, und deshalb auch vor einiger Zeit eine Ausstellung besucht, die gewöhnlich mit dem Namen der „industriösen Flöhe" bezeichnet werde. Er habe viele Flöhe auf verschiedene Weise, leider aber, wie er gestehen müsse, stets so beschäftigt gesehen, daß jeder Menschenfreund das tiefste Bedauern darüber empfinden müsse. Ein Floh sei zu einem Last- und Zugthiere erniedrigt worden, und habe eine kleine Kutsche gezogen, in welcher ein Ebenbild des Herzogs von Wellington gesessen; während auf einem andern ein kleiner Napoleon Bonaparte geritten habe. Einige wären zu Gauklern und Tänzern gebildet worden und hätten ein Ballet aufgeführt (— mit Bedauern spreche er es aus, daß unter diesen Flöhen einige — weibliche gewesen —); zwei hätten sich sogar duellirt, obgleich der Zweikampf allgemein für einen Ueberrest aus der Zeit der Barbarei angesehen werde. Er trage darauf an, daß man Maßregeln ergreife, die Arbeit dieser Flöhe als Theil der producirenden Kraft des Landes zu verwenden, was man leicht werde erreichen können, wenn man Schulanstalten und Arbeitshäuser unter ihnen einführe. Jeder Floh, der ohne Erlaubnißkarte öffentlich bloß zur Unterhaltung auftrete, solle als Vagabund angesehen und als solcher behandelt werden. Der Verfasser schlug ferner vor, die Arbeit der Flöhe unter die Aufsicht und Leitung des Staates zu stellen, der einen Theil des Gewinnes zu einem Fonds zur Unterstützung für alte und kranke Flöhe

ihre Wittwen und Waisen verwenden könne. Demnach sollten Prämien für den besten Entwurf eines Armenhauses für Flöhe ausgesetzt werden. — Herr X. X. Nebelig theilte darauf einige Bemerkungen mit über das Verschwinden der Tanzbären, der Affen und Kameele. — Der Verfasser habe zu seinem großen Bedauern bemerkt, daß seit mehreren Jahren eine unerklärliche Veränderung in der Vorliebe des Publikums für Bären und Bärenführer eingetreten sei, die allmählig so verschwänden, daß keiner mehr übrig bleibe; daß die Theilnahme des Volkes an der Naturgeschichte darunter leiden müsse, unterliege wohl keinem Zweifel. Eben so, fuhr der Verfasser fort, verschwinden die Affen von den Leierkasten; noch 1830 habe man durch genaue Untersuchungen ermittelt, daß auf drei Leierkasten ein Affe komme; aber seit der Geschmack des Publikums sich andern musikalischen Instrumenten, wie Harmonika's u. s. w., zugewendet habe, sehe man keine Affen mehr herumführen. Da er es im Interesse der allgemeinen Aufklärung für sehr wichtig halte, daß das Volk solche Gelegenheiten nicht verliere, sich mit der Lebensweise ꝛc. zweier so höchst interessanter Thierarten bekannt zu machen, so trage er darauf an, sobald als möglich Maaßregeln zur Wiedereinführung der Tanzbären und Affen zu ergreifen. — Der Professor Mull erhob sich dagegen und sprach, er müsse es bezweifeln, daß durch solche Schaustellungen die Kenntnisse in der Naturgeschichte gefördert würden; ja, er glaube sogar, die heranwachsende Generation erhalte eine falsche Vorstellung von der Lebensweise ꝛc. jener Thiere; er wisse nämlich aus eigener Erfahrung, daß viele Kinder, welche Affen auf der Straße gesehen, glaubten, alle Affen tragen rothe Jacken und kämen mit Federhüten auf die Welt. — Der Professor Kürbißkopf benutzte die Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf einen wichtigen Punkt zu lenken. Es sei bekannt, daß man gegenwärtig Bärenfett in bedeutender

Menge in Pommaden zur Beförderung des Haarwuchses verwende. Nun sei es aber auch Niemandem unbekannt, daß namentlich die jungen Männer sich gegenwärtig an öffentlichen Orten ꝛc. durch einen großen Mangel an Galanterie auszeichneten, und er frage deshalb, ob es möglich sei, daß durch öfteres Einreiben von Bärenfett den jungen Herren allmählig etwas von der Natur der Bären eingeimpft werden könne. — Diese scharfsinnige Bemerkung fand den allgemeinsten Beifall; es wurden mehrere Beispiele von jungen Herren erzählt, deren Benehmen offenbar und unzweifelhaft etwas Bärenartiges an sich gehabt habe, und man beschloß endlich einstimmig, diesen wichtigen Gegenstand der Regierung zur Berücksichtigung anzuempfehlen.

II.

Zweite Section. — Anatomie und Medicin.

Präsident: Dr. Tod.

Der Hofrath Dr. Eisenbart berichtete über einen höchst interessanten Fall von Monomanie, und beschrieb die Behandlung, welche mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden war. Die Kranke war eine Frau aus dem Mittelstande; als sie einst in einer Abendgesellschaft eine andere Frau in einem mit Perlen gestickten Kleide gesehen, überfiel sie sogleich der Wunsch einen eben solchen Anzug zu besitzen, obgleich die Vermögensumstände ihres Mannes keineswegs von der Art waren, daß er ihrem Wunsche hätte nachkommen können. Da nun ihr Wunsch nicht erfüllt werden konnte, so wurde sie krank, und zwar so gefährlich, daß er (Hofrath Eisenbart) gerufen werden mußte. Die am deutlichsten in die Augen fallenden Symptome der Krankheit waren damals ein mürrisches, schmollendes Wesen, eine gänzliche Abneigung gegen die Erfüllung der Pflichten der Hausfrau und eine ungemeine Hinfälligkeit, außer wenn von Perlen gesprochen wurde: in diesem Falle beschleunigte

sich sogleich ihr Puls, ihre Augen funkelten, die Pupillen erweiterten sich; die Kranke brach nach verschiedenen unverständlichen und unzusammenhängenden Ausrufungen in eine Fluth von Thränen aus und rief, es kümmere sich Niemand um sie; sie wünsche, sie sei todt. Er (der Doktor) verbot ihr sogleich alle reizenden Speisen und Getränke und erlaubte nichts als dünne Hafergrütze; dann ließ er ihr zwanzig Unzen Blut ab, legte ihr ein spanisches Fliegenpflaster hinter jedes Ohr, eines auf die Brust, und ein anderes zwischen die Schultern, verschrieb ihr fünf Gran Calomel und verließ sie. Am nächsten Tage war sie etwas geschwächt, aber um vieles besser; alle Symptome der Aufregung waren verschwunden. An den beiden folgenden Tagen hielt die Besserung an. Am vierten stellten sich Symptome von einem Rückfall ein, und er verordnete deßhalb sogleich noch eine Gabe Calomel; auch bestimmte er, daß, wenn nicht binnen zwei Stunden entschiedene Besserung eingetreten sei, der Kopf der Kranken kahl abgeschoren werden müsse. Von diesem Augenblicke an besserte sich ihr Zustand zusehends, und in weniger als vierundzwanzig Stunden war sie vollkommen wieder hergestellt; sie konnte ohne alle Aufregung von Perlen und anderem Schmucke reden hören, ja dergleichen Dinge ohne Erschütterung sehen. Sie war heiter und arbeitslustig, und es schien mit ihrem ganzen Temperament eine wohlthätige Veränderung vorgegangen zu sein. — Dr. Kutankumagen (aus Moskau) las den Bericht über einen Krankheitsfall vor, der ihm in seiner Praxis vorgekommen sei und vorzugsweise die Kraft der Medicin darthue. Er war am 1. April 1837 zu einem Kranken gerufen worden, der an Symptomen litt, welche allen Aerzten Besorgnisse einflößten. Es war ein kräftiger muskulöser Mann, mit festem elastischen Schritte, vollen rothen Backen, einer lauten Stimme, gutem Appetite und vollem runden Pulse. Er pflegte täglich drei tüchtige Mahlzeiten

zu halten und in vierundzwanzig Stunden wenigstens eine Flasche Wein und ein Glas Brantwein mit Wasser zu trinken. Fortwährend lachte er und zwar so aus Herzensgrunde, daß es schrecklich anzuhören war. In Folge von starker Arznei, schwacher Diät und Aderlaß nahm der beunruhigende Zustand dieser Symptome binnen drei Tagen ansehnlich ab, und strenges Ausharren bei dieser Behandlung während einer Woche, nebst kleinen Gaben von Hafergrütze in Wasser, schwacher Fleischbrühe und Gerstenwasser vertrieb sie gänzlich. Nach Verlauf eines Monats war er so weit wieder hergestellt, daß er von zwei Wärtern die Treppe getragen werden und auf weichen Kissen in einer zugemachten Kutsche eine kleine Spazierfahrt machen konnte. Nach einem andern Monate konnte er bereits mit Beihülfe einer Krücke und eines Knaben umhergehen. Die Versammlung werde gewiß mit Vergnügen hören, daß der Mann jetzt wenig esse, wenig trinke, wenig schlafe und durchaus gar nicht lache. — Herr Knight Bell (aus London) zeigte ein Wachspräparat von dem Magen eines Mannes, der in früherer Zeit einmal unversehens seinen Thürschlüssel verschluckt hatte. Ein Student der Medicin, ein lockerer Zeisig, der bei der Leichenöffnung zugegen gewesen, habe Mittel gefunden, mit dem Theile des Magens zu entkommen, auf welchem sich der Schlüssel vollkommen deutlich abgedrückt hatte. Damit begab er sich zu einem Schlosser, und ließ sich von demselben einen neuen Schlüssel nach dem Abdrucke in der Magenhaut machen. Mit diesem Schlüssel öffnete der Student das Haus des Verstorbenen und entwendete eine bedeutende Geldsumme, weshalb er später gehangen wurde. — Der Präsident fragte: was aus dem Schlüssel in dem Magen geworden wäre, und Herr Knight Bell entgegnete, der Mann habe stets viel Punsch getrunken; wahrscheinlich sei der Schlüssel durch die Säure allmählig aufgelöset worden. Mehrere Anwesende meinten, der Schlüssel müsse dem Manne

doch sehr kalt und schwer im Magen gelegen haben. — „Im Anfange ohne Zweifel," antwortete Herr Knight Bell. „Vielleicht verdient es aber auch bemerkt zu werden, daß der Mann mehrere Jahre lang von schweren Träumen gequält wurde, und er sich in denselben stets für die Thüre zu einem Weinkeller hielt." — Professor Muff erzählte darauf einen außerordentlichen und überzeugenden Beweis von der Wirkung der homöopathischen Arzneigaben, die bekanntlich auf die Theorie gegründet sind, daß der kleinste Theil irgend eines Arzneimittels, in dem menschlichen Körper gehörig vertheilt, genau dasselbe Resultat gebe, wie eine große Dosis desselben Arzneimittels auf dem gewöhnlichen Wege. Er habe das Experiment an einem Gastwirthe gemacht, der mit einem Loche im Kopfe in das Hospital gebracht worden sei, und in der unglaublich kurzen Zeit von drei Monaten nach dem Infinitesimalsysteme geheilt worden sei. Der Mann war ein Säufer. Er (Professor Muff) habe drei Tropfen Rum in einen Eimer Wasser geschüttet, und dem Manne befohlen, das Ganze zu trinken. Was geschah? Kaum hatte er ein Nösel getrunken, so war er total berauscht; an dem übrigen betranken sich fünf Andere. — Der Präsident wünschte zu wissen, ob wohl eine Infinitesimalgabe Sodawasser sie wieder nüchtern gemacht haben würde, und Professor Muff antwortete: es unterliege keinem Zweifel, daß wenn jeder der Betrunkenen den fünfundzwanzigsten Theil eines Theelöffelsvoll, auf gehörige Weise, erhalten hätte, sie auf der Stelle würden nüchtern geworden sein. — Ein Mitglied stellte die Frage: ob diese wichtige Entdeckung nicht weiter ausgedehnt werden könne; das Princip bleibe jedenfalls dasselbe, wenn man den Personen in Armen-, Zucht- und Waisenhäusern etwa den zwanzigsten Theil eines Granes Brod, gehörig in Wasser umgeschüttelt, reiche, und er hoffe, sie würden davon vollkommen satt werden. — Die

Versammlung beschloß, die Vorsteher solcher Anstalten auf die wichtige Entdeckung aufmerksam zu machen.

III.

Dritte Section. — Mechanik.

Präsident: Prof. v. Bohrer.

Herr Spitz zeigte eine sehr schöne und feine Maschine, die nicht größer als eine gewöhnliche Schnupftabacksdose, und von ihm selbst ganz aus Stahl gearbeitet worden war. Mit dieser Maschine konnten in einer Stunde mehr Taschen ausgeleert werden, als nach der jetzigen langweiligen Methode in vierundzwanzig Stunden. Der Erfinder versicherte, sie sei bereits im dichtesten Menschengedränge in Anwendung gebracht worden, und habe den Erwartungen vollkommen entsprochen. — Nach einer kurzen Pause die dadurch entstand, daß alle Anwesenden ihre Taschen zuknöpften, besichtigte der Präsident die Maschine genauer und erklärte, nie etwas Vollkommeneres gesehen zu haben. Nur meinte er, es würden durch die allgemeine Einführung dieser vortrefflichen Erfindung viele Hände unnöthig werden und eine große Anzahl Personen, die sich redlich zu nähren suchten, keine Beschäftigung mehr finden. — Hierauf lenkte der Professor Kupfernase die Aufmerksamkeit der Versammlung auf einen großartigen und höchst interessanten Vorschlag den er durch viele Modelle deutlich erläuterte und in einer Abhandlung auseinandersetzte, welche den Titel führte: „Praktische Winke über die Nothwendigkeit, für eine unschädliche und gesunde Erholung der jungen vornehmen Herren zu sorgen." Sein Vorschlag ging dahin, eine Landstrecke von fünf Stunden Länge und eine Stunde Breite auf Actien kaufen zu lassen und dieselbe mit einer Mauer von nicht weniger als zwölf Fuß Höhe einzuschließen. In diesem Raume sollten Straßen, Schlagbäume, Brücken, Miniaturdörfer, kurz Alles angelegt werden, was zur Bequemlichkeit

der jungen Herren diene. Darin sollten sich Häuser mit gefälligen Mädchen und Keller voll Wein befinden, auch ganze Straßen mit Klingelzügen, die sich in der Nacht leicht abschrauben ließen, und die früh von besonders angestellten Leuten bequem wieder angeschraubt werden könnten. Auch sollten Gaslampen mit wirklichem Gas dort sein, die Dutzendweise mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwande eingeworfen werden könnten. Da der Platz durch eine hohe Mauer eingeschlossen sei und keine Zuschauer hineingelassen würden, so könnten die Herren bei ihren Späßen so viel von ihren Kleidungsstücken ablegen, als ihnen gefällig sei. Da dies Alles aber zu der Unterhaltung der jungen Herren nicht hinreichen werde, wenn sie nicht auch mit der Polizei in Berührung kommen könnten, so hat der Erfinder eine ganz neue Polizei von Automaten construirt; diese Figuren, nebst alten Weibern u. s. w. würden in den Straßen jenes Platzes ruhig umhergehen, bis sie von einer Schaar junger Herren angefallen und niedergeworfen würden. Die Figuren geben sogar, wenn man gehörig auf sie schlage, Jammertöne von sich und riefen um Schonung, so daß die Illusion vollkommen und das Vergnügen vollständig sei. Aber auch damit hatte sich der Erfinder noch nicht begnügt; er schlug vor, daß auch Wachthäuser angelegt und mit bequemen Latten versehen würden, in denen die Herren die Nacht über bleiben könnten, bis sie sich früh in ein geräumiges Polizeibureau begäben, wo eine pantomimische Untersuchung vor Automaten-Richtern — ganz nach dem Leben — angestellt werden würde, die sie um so oder so viele Marken straften, welche an dem Eingange eingelöset werden. — Der Präsident sprach seine Bewunderung über diese sinnreiche Idee aus, zweifelte aber, daß die Automaten-Polizei ihren Zweck erfüllen werde, da die Herren wahrscheinlich sich lieber mit lebendigen Personen prügelten Professor Auerspeer zeigte ein elegantes Modell einer tragbaren Eisenbahn

in einem grünen Etui für die Westentasche. Wenn man dieses schöne Instrument unter den Stiefeln anschnallt, kann man in einer Stunde zehn Meilen weit zu Fuße gehen. Der Erfinder glaubt, das Instrument besonders Gelehrten und andern Personen empfehlen zu können, die viel sitzen und nicht viel Zeit zum Spazierengehen haben, indem sie mit Hilfe desselben in der kürzesten Zeit die weitesten Fußreisen auf höchst bequeme Weise würden machen können. — Ein Professor Hochheer bat hierauf die Anwesenden, ihre Aufmerksamkeit seinem neuen Actienbarometer zu schenken. Dieses Instrument sah höchst elegant aus und wurde auf der Rückseite durch Schnuren dirigirt, wie die Puppen in einem Puppentheater. Dem Quecksilber war durch eine höchst sinnreiche Vorrichtung die Möglichkeit gegeben, daß, sobald Directoren einer Actiengesellschaft mit zu erkaufenden Actien sich dahinter stellten, das Instrument auf wenig Kosten und große Dividende zeigte, während, wenn die Directoren Actien kaufen wollten, der Barometer auf große Kosten und geringe Dividende wieß. Der Erfinder versicherte, die Maschine sei schon vielfältig gebraucht worden, und es wären viele Bestellungen auf dergleichen kostbare Barometer eingegangen. — Unterdeß war ein Professor der Anatomie angekommen, welcher das Modell zu einer Rettungsleiter bei Feuersbrünsten vorzeigte. Diese Leiter kann binnen einer halben Stunde angelegt werden, und mittelst derselben können die jüngsten und schwächsten Personen, sobald sie nur einige Minuten in einem Fenster zu stehen vermögen, ohne auf die Straße hinunterzufallen gerettet werden. Der Professor erzählte, die Zahl der Knaben, die er am Tage versuchsweise, wenn kein Feuer gewesen, gerettet habe, sei fast unglaublich. Sobald in seinem Wohnorte eine Feuersbrunst ausgebrochen sei, habe er sich den nächsten Tag mit seiner Leiter an Ort und Stelle begeben, und durch Versuche vor vielen Menschen gezeigt, wie viele Menschen

hätten aus den Flammen gerettet werden können. — Damit waren denn die Sitzungen der Gelehrten geschlossen, und die großen Wahrheiten, die wichtigen Entdeckungen, die durch die Gesellschaft an den Tag gebracht worden sind, liegen nun dem Publicum vor, das sie lesen, berücksichtigen und benutzen möge. Ueber die Wahl des Versammlungsortes im nächsten Jahre entstand eine lange Discussion, und sie wurde endlich entschieden, nachdem man über die gute Beschaffenheit der Wirthshäuser des Ortes, die Güte der Weine und die Gastfreundschaft der Einwohner sich hinreichend belehrt hatte.

Cérémonie burlesque

d'un homme qu'on fait médecin,

en récit, chant et danse.

Ein Intermezzo in Küchenlatein aus
Moliére le Malade imaginaire.

Entrée de Ballet.

Plusieurs tapissiers viennent préparer la salle, et placer les bancs en cadence. En suite de quoi toute l'assemblée composée de huit Porte-seringues, six Apothicaires, vingt-deux Docteurs, celui qui se fait recevoir Médecin, huit Chirurgiens dansans, et deux chantans, entre, et prend ses places selon les rangs.

Praeses.

Sçavantissimi Doctores,
Medicinae Professores,
Qui hic assemblati estis,
Et vos alteri Messiores.
Sententiarum Facultatis
Fideles executores.
Chirurgiani et Apothicari,

Atque tota Compania aussi.
Salus, honor et argentum,
Atque bonum appetitum.

Non possunt Docti Confreri
Et moi satis admirari,
Qualis bona inventio
Est Medici Professio;
Quam bella chosa est et bene trovata
Medicina illa benedicta,
Quae suo nomine solo,
Surprenanti miraculo,
Depuis si longo tempore
Facit à gogo vivere
Tant de gens omni genere.

Per totam terram videmus
Grandam vogam ubi sumus;
Et quod grandes et petiti
Sunt de nobis infatuti;
Totus mundus, currens ad nostros remedios,
Nos regardat sicut Deos,
Et nostris Ordonnanciis
Principes et Reges soumissos videtis.

Donque ideo il est nostrae sapientiae,
Boni sensus, atque prudentiae,
De fortement travaillare,
A nos bene cõnservare
In tali credito, voga et honore,
Et prendere gardam à non recevere
In nostro docto corpore
Quam personas capabiles,
Et totas dignas remplire
Has plaças honorabiles.

C'est pour cela, que nunc convocati estis.
Et credo quod trovabitis
Dignam materiam medici
In sçavanti homine que voici:
Lequel in chosis omnibus
Dono ad interrogandum,
Et à fond examinandum
Vostris capacitatibus.

Primus Doctor.

Si mihi licentiam dat Dominus Praeses,
Et tanti docti Doctores,
Et assistantes illustres,
Très-sçavanti Bacheliero,
Quem estimo et honoro,
Domandabo causam et rationem, quare
Opium facit dormire?

Bachelierus.

Mihi a docto doctore
Domandatur causam et rationem, quare
Opium facit dormire?
A quoi respondeo,
Quia est in eo
Virtus dormitiva,
Cujus est natura
Sensus assopire.

Chorus.

Bene, bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Secundus Doctor.

Proviso quod non displaceat
Domino Praesidi, lequel n'est pas fat,
Mais benigne annuat,
Cum totis Doctoribus sçavantibus.
Et assistantibus bienveillantibus,
Dicat mihi un peu Dominus praetendens,
Raison a priori et evidens,
Cur Rhubarba et le Sené
Per nos semper est ordonné,
Ad purgandum l'utramque bile?
Si dicit hoc, erit valde habile.

Bachelierus.

A docto Doctore mihi, qui sum praetendens,
Domandatur raison a priori et evidens,
Cur Rhubarba et le Sené
Per nos semper est ordonné,
Ad purgandum l'utramque bile,
Et quod ero valde habile:
Respondeo vobis,
Quia est in illis
Virtus purgativa,
Cujus est natura
Istas duas biles evacuare.

Chorus.

Bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Tertius Doctor.

Ex responsis, il parait jam sole clarius,
Quod lepidum iste caput, Bachelierus,

Non passavit suam vitam ludendo au tric-trac,
Nec in prenando du tabac;
Sed explicet, pourquoi furfur macrum *) et parvum lac,
Cum Phlebotomia et purgatione humorum,
Appellantur a medisantibus Idolae Medicorum,
Nec non pontus asinorum?
Si premièrement grata sit Domino Praesidi
Nostra libertas quaestionandi,
Pariter Dominis Doctoribus,
Atque de tous ordres benignis auditoribus.

Bachelierus.

Quaerit a me Dominus Doctor
Chrysologos, id est, qui dit d'or,
Quare parvum lac et furfur macrum,
Phlebotomia et purgatio humorum
Appellantur a medisantibus Idolae Medicorum
Atque pontus asinorum?
Respondeo, quia
Ista ordonnando non requiritur magna scientia,
Et ex illis quatuor rebus
Medici faciunt Ludovicos, Pistolas et des Quarts d'écus.

Chorus.

Bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Quartus Doctor.

Cum permissione Domini Praesidis,
Doctissimae Facultatis,
Et totius his nostris actis

*) Du son pour les clystères.

Companiae assistantis,
Domandabo tibi, docte Bacheliere.
Qnae sunt remedia,
Tam in homine quam in muliere,
Quae in maladia
Ditta hidropisia,
In malo caduco, apoplexia,
Convulsione et paralysia,
Convenit facere?

Bachelierus.

Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare.

Chorus.

Bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Quintus Doctor.

Si bonum semblatur Domino Praesidi,
Doctissimae Facultati,
Et companiae praesenti,
Domandando tibi, docte Bacheliere,
Quae remedia Colicosis, Fievrosis, Eticis.
Maniacis, Nephriticis, Phreneticis,
Melancholicis, Daemoniacis,
Asthmaticis atque Pulmonicis,
Catarrhosis, Tussiculosis,
Guttosis, Ladris atque Gallosis,
In apostematis, plagis et ulcere,
In omni membro demis aut fracture
Trovas à propos facere.

Bachelierus.

Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare.

Chorus.

Bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Sextus Doctor.

Cum bona venia reverendi Praesidis,
Filiorum Hippocratis,
Et totius coronae nos admirantis,
Petam tibi, resolute Bacheliere,
Non indignus alumnus di Monspeliere,
Quae remedia Caecis, Surdis, Mutis,
Manchotis, Claudis, atque omnibus Estropiatis,
Pro coris pedum, malum de dentibus, Pesta, Rabie,
Et nimis magna commotione in omni novo marié
Convenit facere?

Bachelierus.

Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare.

Chorus.

Bene, bene, respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Septimus Doctor.

Super illas maladias
Dominus Bachelierus dixit maravillas.

Mais si non ennuyo Dominum Praesidem.
Doctissimam Facultatem,
Et totam honorabilem
Companiam écoutantem;
Faciam illi unam questionem:
De hiero maladus unus
Tombavit in meas manus:
Habet grandam fievram cum redoublamentis,
Grandam dolorem capitis,
Et grandum malum au côté,
Cum granda difficultate
Et pena de respirare:
Veillas mihi dicere,
Docte Bacheliere,
Quid illi facere.

Bachelierus.

Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare.

Idem Doctor.

Mais si maladia
Opiniatria
Non vult se guérire,
Quid illi facere?

Bachelierus.

Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare.

Chorus.

Bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Octavus Doctor.

Impetrato favorabili congé
A Domino Praeside,
Ab electa troupa Doctorum,
Tam practicantium quam practica avidorum,
Et a curiosa turba Badaudorum,
Ingeniose Bacheliere,
Qui non potuit esse jusqu'ici déferré,
Faciam tibi unam quaestionem de importantia;
Messiores, detur nobis audientia:
Isto die bene mane,
Paulo ante mon déjeûné,
Venit ad me una Domicella
Italiana, jadis bella,
Et, ut penso, encor un peu pucella,
Quae habebat pallidos colores,
Fievram blancam dicunt magis fini Doctores,
Quia plaignebat se de migraina,
De curta halena,
De granda oppressatione,
Jambarum enflatura, et effroyabili lassitudine,
De battimento cordis,
De strangulamento Matris,
Alio nomine vapor hystérique,
Quae, sicut omnes maladiae terminatae in ique,
Facit à Galien la nique.
Visagium apparebat bouffitum, coloris
Tantum vertae quantum merda anseris,
Ex pulsu petito, valde fréquent, et urina mala,
Quam apportaverat in phiola,
Non videbatur exempta de fébricule
Au reste, tam debilis, quod venerat
De son grabat,
In cavallo sur une mule,

Non habuerat menses suos
Ab illa die quae dicitur des grosses eaux.
Sed contabat mihi à l'oreille,
Che si non era morta, c'était grand' merveille,
Perchè in suo negotio
Era un poco d'amore et troppo di cordoglio,
Che'l suo Galano sen'era andato in Allemagna,
Servire al Signor Brandebourg una campagna.
Usque ad maintenant multi Charlatani,
Medici, Apothicari et Chirurgiani,
Pro sua maladia in vano travaillaverunt.
Juxta même las novas gripas istius Bourru van Helmont,
Employantes ab Oculis cancri ad Alcahest;
Veuillas mihi dire quid superest
Juxta orthodoxos illi facere?

Bachelierus.

Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare.

Chorus.

Bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Idem Doctor.

Mais, si tam grandum bouchamentum
Partium naturalium,
Mortaliter obstinatum,
Per Clysterium donare,
Saignare,
Et reïterando cent fois purgare.

Non potest se guarire,
Finaliter, quid trovares à propos illi facere?

Bachelierus.

In nomine Hippocratis, benedictam cum bono
Garçone conjunctionem imperare.

Chorus.

Bene, bene, bene respondere.
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Praeses.

Juras gardare statuta
Per Facultatem praescripta,
Cum sensn et jugeamento?

Bachelierus.

Juro.

Praeses.

Essere in omnibus
Consultationibus
Ancieni aviso,
Aut bono
Aut mauvaiso?

Bachelierus.

Juro.

Praeses.

De non jamais te servire
De remediis aucunis
Quam de ceux seulement almae Facultatis.
Maladus dût-il crevare
Et mori de suo malo?

Bachelierus.

Juro.

Praeses.

Ego cum isto boneto,
Venerabili et docto,
Dono tibi et concedò
Virtutem et puissantiam
Medicandi,
Purgandi,
Saignandi,
Perçandi,
Taillandi,
Coupandi,
Et occidendi
Impune per totam terram.

Entrée de Ballet.

Tous les Chirurgiens et Apothicaires viennent lui faire la révérence en cadence.

Bachelierus.

Grandes Doctores doctrinae,
De la Rhubarbe et du Sené:
Ce seroit sans douta à moi chosa folla,
Inepta et ridicula,
Si j'allaibam m'engageare
Vobis louangeas donare,
Et entreprenaibam ajoutare
Des lumieras au Soleillo.
Et des étoilas au Cielo,
Des ondas à l'Oceano,
Et des rosas au Printanno.
Agréata qu'avec uno moto

Pro toto remercimento,
Rendam gratiam corpori tam docto:
Vobis, vobis debeo
Bien plus qu'à naturae et qu'à patri meo
Natura et pater meus
Hominem me habent factum:
Mais vos me, ce qui est bien plus,
Avetis factum Medicum.
Honor, favor et gratia,
Qui in hoc corde que voilà,
Imprimant ressentimenta,
Qui dureront in secula.

Chorus.

Vivat, vivat, vivat, vivat, cent fois vivat,
Novus Doctor, qui tam bene parlat,
Mille, mille annis, et manget et bibat,
Et saignet et tuat.

Entrée de Ballet.

Tous les Chirurgiens et les Apothicaires dansent au son des instruments et des voix, et des battemens des mains et des mortiers d'Apothicaires.

Chirurgus.

Puisse-t-il voir doctas
Suas Ordonnancias
Omnium Chirurgorum
Et Apothicariorum
Remplire boutiquas.

Chorus.

Vivat, vivat, vivat, vivat, cent fois vivat,
Novus Doctor, qui tam bene parlat,
Mille, mille annis, et manget et bibat,
Et saignet et tuat.

Apothicarius.

Puissent toti anni
Lui essere boni
Et favorabiles,
Et n'habere jamais
Quam Pestas, Verolas,
Fievras, Pleuresias,
Fluxus de sang et Dysenterias.

Chorus.

Vivat, vivat, vivat, vivat, cent fois vivat,
Novus Doctor, qui tam bene parlat,
Mille annis, et manget et bibat,
Et saignet et tuat.

Dernière entrée de Ballet.

III.

Medicinische Länder- und Völkerkunde.

Ueber die drei Brennpunkte der Pest: Alexandrien, Smyrna und Konstantinopel. *)

Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom Januar d. J. enthält eine längere Mittheilung über diesen Gegenstand von einem Doctor Jarozki. Die Bemerkungen sind freilich der Hauptsache nach dem Werke des französischen Arztes Auber: de la peste ou typhus d'Orient, entnommen, aber von Dr. Jarozki namentlich für das größere Publikum zugerichtet worden, da in Rußland, das erst im Jahre 1837 von einem Ausbruche der Pest in Odessa heimgesucht war, und sich in Asien so vielfach dagegen schützen muß, die Sache ein praktischeres Interesse hat, als selbst in Oestreich, wo die seit so langer Zeit begründete Einrichtung der Militärgrenze genügenden Schutz gewährt. Wir beginnen mit

Alexandrien.

Die jetzige Stadt wurde im 16. Jahrhundert um die Zeit der Eroberung Egyptens durch Selim I. gegründet, und zwar auf einem Boden, der nicht viel älter ist, als die

*) Aus der Zeitschrift „das Ausland" 1841.

Stadt selbst, da er aus angeschwemmtem Meeressand besteht, der nach und nach die Insel Pharos, auf der im Alterthum der berühmte Leuchtthurm dieses Namens stand, mit dem festen Lande verband. Alexandrien liegt unter 24° 59′ 59″ N. B., stößt nordwärts ans Meer, südwärts an die alte Stadt, ostwärts an den neuen, und westwärts an den alten Hafen. Die sogenannte arabische Ringmauer, war einst doppelt. Die erste Linie derselben ist zum Theil niedergeworfen, und an ihrer Stelle finden sich jetzt die Häuser der Europäer; die zweite, welche nach Süden zu sich erhebt, läuft durch die Trümmer der alten Stadt, und theilt sie in zwei Hälften. Um einen richtigen Begriff von Alexandrien zu geben, muß man es in Quartiere theilen; obwohl man nun diese nicht genau abgrenzen kann, so ist doch die von den Europäern allgemein angenommene in fünf Quartiere die einfachste und leichteste. Das Quartier Ras-el-tin umfaßt die Erdzunge, auf welcher der Pallast des Pascha liegt, bis zu den am neuen Hafen erbauten Häusern, ist überall vom Meere umgeben, und grenzt im Süden an das türkische und an das Douanenquartier. Dieser nördliche Theil der Stadt besteht aus der alten Insel Pharos. Geht man von Osten nach Westen, so stößt man auf den in türkischem Geschmack erbauten Palast des Pascha, der auf einem kahlen Felsen steht; unten am Fuße desselben ist das Arsenal mit Tausenden von Arbeitern. Durch die Bemühungen und die Thätigkeit des französischen Ingenieurs Cerisy sind in dieser Anstalt alle zur Erhaltung der Gesundheit unerläßlichen Vorsichtsmaaßregeln beobachtet.

Auf der gegenüber liegenden Seite am Meeresufer befindet sich das Dorf und Spital Ras-el-tin. Es ist durchaus nicht gegen den täglich wehenden heftigen Südwind geschützt, und darum raschen Temperaturwechseln unterworfen, ist auf Kalkboden erbaut, hat ringsum weder Schatten, noch etwas Grünes, und bei einem Schuß der naheliegenden

Batterie zittert das ganze Gebäude. Das Dorf Ras-el-tin neben dem Spital besteht aus eng neben einander liegenden arabischen Erdhütten; diese bedecken eine Anhöhe von 1200 Meter im Umkreis, und enthalten gegen 10,000 Einwohner. Hier ist alles arabische Elend vereinigt. Nicht nur innerhalb des Dorfes, sondern auch wenn man sich demselben nur nähert, kann man sich von der Unreinlichkeit und Sorglosigkeit der Einwohner überzeugen, da einem ein häßlicher ammoniakalischer Geruch entgegenkommt. Die ganze Umgebung ist mit Unreinigkeiten und faulenden Thierleichen bedeckt. Mit einem Wort, dieser Ort scheint alle Arten von Krankheiten erzeugen zu müssen.

Auf der Strecke zwischen diesem Dorfe, dem Palaste Seki Effendis, des Gouverneurs der Stadt, dem Palaste Boghos-Beys, und dem Harem Muharrem-Beys, sieht man nur eine Reihe Gräber. Dies ist nichts als ein weiter, mit Häuschen übersäeter und von der Pest durchfurchter Kirchhof; hier ist der eigentliche Sitz der Pest, oder mindestens aller faulfieberartigen Krankheiten. Man betrachte nur das Innere dieser Gräber, die Art, wie man die Leichen der Erde übergiebt, und man begreift leicht, daß hier die nächste Ursache der das Land verheerenden Krankheiten sich verbirgt. Zum Lobe des Pascha muß man sagen, daß man auf seine Anordnung doch endlich die Leichen mit einer Kalkschichte bedeckt. Der übrige Theil dieses Quartiers bietet nichts besonders Merkwürdiges dar; einige Hütten von Fellahs, ziemlich ordentlich gebaute türkische Häuser, das ist Alles. Die Straßen sind trotz ihrer Unregelmäßigkeit ziemlich breit, und lassen die Luft ordentlich durchstreichen. Der Boden ist uneben, so daß an einigen Orten das Wasser stehen bleibt und Pfützen bildet. Der Grund ist ein mit Meersand bedeckter Kalkstein. Hier hausen, wie bemerkt, Fellahs und einige reiche Türken; in dem Dorfe

Ras-el-tin selbst und in seiner Umgebung leben nur die Weiber und Kinder der Seeleute und Arsenalarbeiter.

Das türkische Quartier, welches im Norden mit dem vorhergehenden zusammenstößt, im Süden und Osten von den übrigen vier Quartieren umgeben ist, und im Westen an's Meer stößt, befindet sich ganz auf einem angeschwemmten Boden. Es nimmt den größten Theil des Ufers am neuen Hafen gegen den Leuchtthurm ein. Trotz seiner Unregelmäßigkeit finden sich darin große Räume, die es gesunder machen, als das mittlere und Douanenquartier. Es wohnen darin Türken, und namentlich die vornehmsten Beamten der Regierung und der Flotte. Indessen bietet das Quartier einen großen Abhang dar, wo das Wasser stehen bleibt und verfault.

Das mittlere Quartier ist zwischen dem Douanen- und Frankenquartier eingeschlossen. Es bildet das Centrum der Stadt, und endet an der Einschließungsmauer. Hier finden sich alle Märkte, der türkische, arabische und jüdische.

Dunkle, unreinliche und feuchte Wohnungen beherbergen diese orientalische, aus verschiedenen Völkern zusammengesetzte Kolonie. Geht man durch dieses Quartier, so fühlt man einen widerlichen, unerträglichen Geruch, der direct auf das Nervensystem zu wirken scheint. Die Straßen sind unreinlich, eng, unregelmäßig, und haben keinen Ablauf für das Wasser. Hier sind alle möglichen Ursachen der Ungesundheit vereinigt. An der Einschließungsmauer befindet sich die Hauptkaserne, und etwas weiterhin eine Moschee. Das Douanen- oder Seequartier, längs dem Ufer des alten Hafens, wird durch das mittlere Quartier von dem Frankenquartier getrennt, und stößt im Süden an die Einschließungsmauer. Hier wohnen einige Türken, ferner alle niedern Chargen der Flotte und die Handelsleute; hier ist die Zuflucht derjenigen unglücklichen Europäer, die nichts hatten und sich selbst und Andere glauben machen wollten,

sie würden unermeßliche Reichthümer erwerben, wenn sie ihr Vaterland verließen. Sehr häufig sind sie hier unglücklicher als in Europa, das der Thätigkeit allenthalben Nahrung bietet, und da sie hier in einem Klima leben, das schon von selbst zur Trägheit stimmt, so tragen sie alle auf ihrer Kleidung und in ihrem Gesicht den Stempel des Elends. Hier, wie in dem mittlern Quartier, sind die Straßen eng und unrein, die Häuser schlecht gebaut.

Das Frankenquartier, das um den mittlern Theil des neuen Hafens liegt, stößt nördlich an's türkische, östlich an's mittlere und hat gegen Süden keine Grenzen. Wenn man über die es einschließende Mauer hinausgeht, so setzt das Quartier sich wieder fort bis an die Mitte der arabischen Ringmauer. Hier wohnen größtentheils reiche Kaufleute, Europäer, Kopten und Levantiner. Die Häuser enthalten alle Hülfsmittel zur Erhaltung der Gesundheit, und sind nach Art der Häuser in Italien und Frankreich gebaut. Die arbeitende Klasse der Europäer wohnt unter der Erde; um hier im Allgemeinen die Gesundheit zu erhalten, müßten diese Aufenthaltsorte verlassen werden und nur noch zur Aufbewahrung der Waaren dienen. Hier, wie in den andern Quartieren, ist angeschwemmter Boden, und keine Gehänge vorhanden, wo das Wasser ablaufen könnte.

Die sogenannte arabische Ringmauer umfaßt einen Theil der Bevölkerung der Altstadt, läuft von Osten nach Westen, und hat Kasernen am Thor von Rosette. Dann folgt das Dorf Kom-el-dick, das auf einer Anhöhe östlich von der dreieckigen Festung liegt und von Palmenwäldern umgeben ist. Seiner Lage nach sollte man glauben, das Dorf biete alle Bedingungen der Gesundheit dar, aber der schlechte Zustand der benachbarten Wasserbehälter erzeugt zur Zeit der Ueberschwemmung Wechselfieber. In geringer Entfernung von da ist das griechische Kloster mit seinem Hospital, wo im Jahre 1834 die Pest begann. Noch

etwas weiter sind einige von Negern und Fellahs bewohnte Dörfer, die an das Spital der Europäer und ein katholisches Kloster stoßen; dann kommt eine lange Reihe Trümmer und Gärten, das befestigte Schloß Caffarelli, das die ganze Stadt beherrscht, endlich das Aufsichts-Spital für die Marine und das Spital Mahmudieh. Das letztere Gebäude, obwohl durch die Stadt und die Ringmauer vor den Seewinden geschützt, ist doch auf einer sehr niedern Stelle angelegt, wodurch es ungesund wird.

Im Norden und Süden des Schloßes Caffarelli finden sich die türkischen und europäischen Bäder der Stadt; die ersteren zeichnen sich durch ihre Unreinlichkeit aus. — In diesem ganzen Theile der Stadt sind nichts als Trümmerhaufen, die von den Arabern in allen Richtungen durchsucht sind, um Steine zu neuen Bauten heraus zu graben. Hier ist eine fast ganz unterirdische Stadt. Eine Menge Cisternen und Wasserleitungen, die mit Nilwasser gefüllt sind, durchschneiden den Boden. Dies sind die einzigen Ueberreste des alten Glanzes von Alexandrien.

Unter den Ursachen der Ungesundheit nimmt nach der Unreinlichkeit der Einwohner die Feuchtigkeit der Erde eine Stelle ein. Alle Häuser sind aus Steinen aufgeführt, die man aus den Trümmern der alten Stadt herausgegraben. Bei der Enge der Stadt hat die Luft keine freie Bewegung, und das auf der ebenen Fläche stehenbleibende Wasser verfault, schon auch wegen der Nähe des Salzwassers, auf das man nicht weit von der Oberfläche des Bodens stößt. Allerdings sind hie und da Wasserleitungen zum Abführen des Wassers angelegt; auch innerhalb der Stadt; da sie aber von Arabern gemacht sind, die keinen Begriff von geneigten Flächen haben, und die Unebenheiten des Bodens beibehielten, so bleibt das Wasser dennoch stehen, verdirbt und wird nur zu einer neuen Quelle der Ansteckung.

Das Meer und die beiden Häfen tragen gleichfalls viel zur Ungesundheit bei. Das Ufer wird nie gereinigt, Alles, was die Wellen auswerfen, Seegras, Vieh, Insekten, läßt man am Ufer verfaulen. Jedesmal, wenn ein Ostwind weht, empfindet man einen Sumpf- und Schwefelwasserstoff-Geruch, der sich über die ganze Stadt verbreitet. Daß dieses mörderische Gas vorhanden ist, ergiebt sich daraus, daß das Silber ausnehmend schwarz wird, wenn man es der Luft aussetzt.

Während des französischen Feldzugs betrug die Bevölkerung Alexandria's nur 6000 Seelen; vor der Pest von 1834 war sie 60,000, darunter 20,000 Araber, 6000 Arsenalarbeiter, 12,000 Matrosen, 6000 Türken, 3000 Mann Truppen, 4000 Neger und Berbern, 4000 Armenier, Kopten und Juden, nebst 5000 Europäern. Alexandrien enthält also eine Menge Fremdlinge aus verschiedenen Orten Egyptens und des übrigen Orients, und es ist fast unmöglich, die ursprünglichen Einwohner Alexandriens zu unterscheiden. Die zur Zeit des französischen Feldzugs vorhandenen 6000 Einwohner schmolzen mit den Ankömmlingen zusammen, namentlich bei der raschen Vergrößerung der Stadt zur Zeit der Errichtung des Arsenals und der Anlegung des Mahmudiehkanals. Unter den verschiedenartigen Bewohnern unterscheiden sich die Fellahs von den übrigen durch Kleidung, Sitten und Wohnungen. Seit undenklichen Zeiten hausen sie am Ufer des Nils in den von ihnen oft auf den Trümmern der alten Stadt erbauten Dörfern. Man trifft sie auch in allen Theilen der neuen Stadt mit ihren Erdhütten, die gleichsam an die Mauer der Häuser angeklebt sind. Die Kleidung der Männer wie der Weiber besteht aus einem weiten, offenen Hemd, nur ist es bei den Männern minder lang, auch gürten sie es zusammen. Sie schlafen auf der Erde, auf einer schlechten Streu, und genießen die ungesundeste Speise. Je mehr man ihre Lebensart

betrachtet, desto mehr wundert man sich darüber, daß sie den zahlreichen Einflüssen der sie umgebenden Krankheiten noch so gut widerstehen. Die ungewöhnliche Größe des Bauchs bei den Kindern, der weit vorsteht, ist nicht außer Acht zu lassen; die Sterblichkeit unter ihnen ist sehr groß. Im Allgemeinen zeigt schon die Gesichtsfarbe der Alexandrier von ihren schlechten Nahrungsmitteln, der verdorbenen Luft, die sie in den Häusern und auf den Märkten einathmen, von der Feuchtigkeit der Atmosphäre und dem Mangel an Bewegung. Das Fleisch, das man auf dem Markte verkauft, ist schon faulend, was in einem Lande, wo es an einer Aufsichtspolizei über solche Dinge fehlt, nicht anders sein kann. Selbst das Wasser, das man aus den schlecht unterhaltenen Cisternen empfängt, enthält nicht selten Theilchen faulender Pflanzenstoffe. Die Armen nähren sich von Bohnen, die in Wasser gekocht werden, von Wassermelonen, Datteln und Reis, die Reichen aber finden in Alexandrien Alles was zur gesunden Nahrung nothwendig ist.

Das Klima von Alexandrien, das einst für das gesündeste in der ganzen Welt galt, hat sich sehr geändert und ist namentlich für Europäer verderblich geworden. Die fortdauernd feuchte Luft im Winter, der in der Mitte Novembers beginnt, entwickelt alle Brust- und rheumatischen Krankheiten. Regelmäßige Regen sind ziemlich häufig, namentlich bei Westwind; der hunderttheilige Thermometer fällt bis 10 Grad unter Null, und es soll auch manchmal, jedoch sehr selten, Schnee fallen. Die Mischung von Kälte und Feuchtigkeit dringt hier so stark durch, daß eine Erkältung schon so viel ist, wie krank werden. Der Frühling ist sehr angenehm und beginnt um die Mitte des Februars; der Himmel ist dann rein und wolkenlos, und die Regen hören auf; dies ist die schönste Jahreszeit. Im April beginnt der bekannte Chamsin, der Wüstenwind, bei welchem der hunderttheilige Thermometer auf 30 Grad im Schatten

steigt. Glücklicherweise dauert er in Alexandrien nicht lange. Im Sommer wehen fortwährend die Passatwinde, welche Kühlung in die Stadt bringen und die Hitze mäßigen. Der Thermometer steht gewöhnlich 22 und 25 Grad. Um diese Zeit muß man sich vor augenblicklichen Temperaturwechseln und der mit Eintritt der Nacht fühlbaren Feuchtigkeit hüten. Davon indeß bekommt man keinen Katarrh und Fieber, sondern Blutdiarrhöe und Augenkrankheiten.

Der Herbst gleicht dem Frühling sehr; in dieser Jahreszeit ist der Himmel sehr rein, und es herrschen Seewinde. Bald aber beginnt der Thermometer zu sinken, am Horizont erscheinen Wolken, der Himmel bedeckt sich mit Nebeln und der Winter beginnt. Die gewöhnlich herrschenden Winde sind West-, Nord-, Ost- und Nordost-Winde.

Strabo schildert das Klima Alexandriens als außerordentlich gesund, bemerkt aber ausdrücklich, daß der Nil zwar das Wasser im See Mareotis erhöhe, aber bei seinem Zurücktreten keine Sümpfe in Alexandrien zurücklasse. Die Frage: wodurch ist Alexandrien zu einem so ungesunden Orte geworden, ist somit durch das Obige schon beantwortet. Der See und die austretenden Gewässer sind die Haupturſachen der Ungesundheit. Wer die Ufer des See's nur einmal besucht hat, dem ist Alles deutlich, sobald er den aufsteigenden übeln Geruch empfindet, der seinen Grund hat in dem Verfaulen von Millionen Leichen von Insekten und andern Thieren, so wie von den modernden Pflanzenresten, die an den Ufern des See's in Verwesung übergehen.

Smyrna.

Diese Stadt liegt an einem sehr tiefen Meerbusen, die eine Hälfte im Thal, die andere im Amphitheater an den Höhen umher. Würden hier sorgfältig Wasserleitungen und Abläufe unterhalten, um die Unreinigkeiten zu entfernen, so könnte dieß ein sehr gesunder Ort sein. Er zerfällt in zwei

große Hälften, die obere und die untere Stadt. Die obere umfaßt allein das türkische, die untere das Franken-, Griechen-, Armenier- und Juden-Quartier. Hier, wie in allen orientalischen Städten, mit alleiniger Ausnahme Alexandriens, sind die Begräbnißplätze allenthalben vertheilt. Die Mele, ein kleines Flüßchen, das hart an der Karawanenbrücke durch einen Damm zurückgehalten wird, versieht die ganze Stadt mit Wasser.

Das Frankenquartier liegt im nördlichen Theile der Stadt, und ist auf allen Seiten von dem griechischen Quartier umgeben. Hier wohnen **13000** Katholiken, worunter **2000** Europäer. Wegen der flachen Lage am Meeresufer vereinigen sich hier alle Wasserabläufe. Die Straßen sind ziemlich breit, die Luft nicht zusammengepreßt, und die Häuser ordentlich gebaut; der Stadttheil steht den hier sehr häufigen Seewinden offen, und wenn hier nicht die Wasserläufe zusammenströmten, so wäre dieß, da Alles ziemlich reinlich scheint, eines der gesündesten Quartiere. Zwischen den Häusern sind viele Gärten, und selbst das Pflaster, wenn auch ziemlich uneben, ist doch besser und sorgfältiger unterhalten, als andern Orten. Von allen Märkten in Smyrna ist der fränkische mehr als alle übrigen dem freien Luftzuge geöffnet. Nur das Meeresufer ist ziemlich schlecht, die Gebäude der Consulate und die daran stoßenden Straßen aber mit aller für die Gesundheit unerläßlichen Vorsorge unterhalten. Selten finden sich hier Leute, die in Erdhütten leben. Wegen der Erderschütterungen werden die hölzernen Häuser nur ein Stockwerk hoch gebaut, und die Kammern unter diesem Stockwerk dienen als Waarenmagazine. Der Nachtheil dieses Quartiers besteht darin, daß viele Straßen Gossen in der Mitte haben, wo alles Mögliche darin stecken bleibt, und daß Röhren theils unter, theils über der Erde durchlaufen, in denen sonst Wasser aus dem Fluße Mele herbeigeführt wurde, durch die aber jetzt bei der schlechten

Aufsicht die nach dem reichlichen Regen angesammelte Wassermenge hindurchläuft. Sie stehen fast mit allen Kloaken in Verbindung, weshalb sie bei heftigem Regen einen argen Gestank verbreiten. Der von dem Rinnsal des Mele gegebildete Hauptkanal läuft wie ein breiter Gießbach durch das ganze Quartier. Weiterhin durchschneidet er einen Theil des griechischen Quartiers, das nach dem heiligen Dimitri benannt ist, und, hier schon mit Unreinigkeiten angefüllt, nimmt er auch noch die aus der obern Stadt auf, an deren Fuß er hinläuft. Zwei katholische Kirchen erheben sich in der Mitte der Marktstraße, und dienen der ganzen europäischen Bevölkerung als Kirchhof. Sie sind mit Gräbern angefüllt, und man begräbt hier die Todten nicht tiefer als 4 Fuß unter dem Boden, weßhalb man den Leichengeruch häufig nicht bloß in den Kirchen, sondern auch in den Umgebungen wahrnimmt.

Das griechische und armenische Quartier bilden die größere Hälfte der Stadt. Sie umgeben das Frankenquartier auf allen Seiten, stoßen im Norden und Süden an's Meer, laufen auf den andern Seiten in das freie Feld aus, und nur die Südseite stößt an das Türken- und Judenquartier. Die Straßen sind allenthalben eng und die Häuser viel schlechter als im Frankenquartier. Im Uebrigen ist Alles eben so wie dort, nur in geringerem Maaßstabe, — weniger Reinlichkeit, weniger Wohlhabenheit; in vielen schlecht gepflasterten Straßen sind keine Gossen, deßhalb bleibt das Wasser allenthalben stehen. Die Zahl der Häuser ist nicht groß, und diese haben nur ein Stockwerk; die Armen wohnen in Souterrains. Die an's türkische und europäische Quartier stoßenden Theile sind von ziemlich unreinlichen und schlecht gelüfteten Bazars durchschnitten, der nördlichere Theil von Pfützen stehenden Wassers umgeben. In diesen beiden Quartieren leben gegen 43,000 Griechen und Armenier. Von allen sechs Kirchen in Smyrna sind die drei bedeutendsten

in der Nähe des Frankenquartiers erbaut, hier begräbt man in und um die Kirchen her; oft macht man nicht einmal Gräber in die Erde, sondern stellt die Todten in eine Art Kellergewölbe, und wirft den Eingang mit einfachen Steinen zu. Wie sollte hier keine Ansteckungsfähigkeit herrschen! In dem Hagio Dimitri genannten Theile dieses Quartiers, das von einer Abzugsröhre durchschnitten ist, und am Frankenspital liegt, brach im Jahre 1837 die Pest aus. Man kann diese Stelle als die ungesundeste in der ganzen Stadt ansehen.

Das Judenquartier gleicht denen im ganzen Orient; es ist unreinlich, schlecht gebaut und voller Schmutz und Pfützen, obgleich die Straßen darin eine geneigte Fläche darbieten. Jedes Haus, oder richtiger gesagt, jeder Schuppen besteht aus einer halb unter der Erde befindlichen Kammer, wo vorn die Krambude, hinten die Wohnung ist. Es sind wahre Kloaken. Jede Straße ist ein von keiner reinen Luft erfrischter Bazar. Die Bewohner selbst, deren man gegen 6000 zählt, sind sehr arm und unreinlich, man behauptet indessen, daß sie zur Zeit, wo die Epidemie herrschte, nicht mehr als andre litten; instinktmäßig ergriffen sie damals Vorsichtsmaaßregeln und retteten viele Kranke. Nachstehendes sind die Ausgaben der hiesigen Aerzte; man giebt hier einen von der Pest Befallenen niemals auf, im Gegentheil öffnet man sogleich zur bessern Reinigung der Luft allenthalben im Hause die Fenster, bedeckt den Kranken so warm wie möglich, daß er sich nicht erkälte. Alles was den Kranken umgiebt, wird auf's reinlichste gehalten; man läßt ihn die strengste Diät beobachten, giebt ihm zum Getränke nichts als Limonade, über die Pestbeulen und Karbunkeln macht man Umschläge, und setzt diese einfache Behandlung unermüdet fort. Man behauptet auch, daß auf diese Weise von 100 Kranken stets 60—65 gerettet würden. Im Spital zu Alexandria soll man durch eine solche Zuwartungsmethode dasselbe Resultat erreicht haben.

Das türkische Quartier, oder richtiger die türkische Stadt ist im Süden amphitheatralisch gebaut. Ihre engen Straßen sind so sehr abschüßig, daß man an vielen Stellen vermittelst Treppen hinaufsteigt. Alles ist von Holz und die Häuser gleichen eigentlich nur kleinen Schuppen, die an Höhe fast dem Erdboden gleich stehen. Sehr wenige Häuser und nur die der vornehmsten Personen sind ein Stockwerk hoch. Hier sind auch Bazars, aber sie befinden sich auf einem der abschüssigsten Plätze, und sind mit Leinwand und Matten gedeckt, die den freien Durchzug der Luft hindern. Allenthalben sind Begräbnißplätze zerstreut, wo man die Leichen nicht tiefer als $3\frac{1}{2}$ Fuß einscharrt. Das Wasser, das in einer einzigen Leitung durch dieß Quartier fließt, ergießt sich unaufhörlich in die Straßen, und läuft auf diese Weise in die untere Stadt hinab. In einzelnen Löchern, welche die türkische Sorglosigkeit sich bilden läßt, bleibt es stehen, und es ist nur ein Glück, daß die Abschüssigkeit so groß ist, sonst wäre dieses Quartier noch hundertmal schlimmer als das jüdische. Es ist übrigens dem freien Zutritt reiner Luft offen, und deßhalb könnte man es für ziemlich gesund ansehen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht der Bevölkerung und der Quartiere von Smyrna sind das Merkwürdigste für den Arzt die Spitäler der verschiedenen Nationen, die vom Franken-Quartiere gegen Osten liegen, und die außerhalb der Stadt befindlichen Observationsquarantänen, welche darum Aufmerksamkeit verdienen, weil man hier namentlich die Mittel findet, die Eigenschaften der Pest kennen zu lernen. Man zählt innerhalb der Stadt fünf Spitäler, das griechische, östreichische, englische, holländische und französische; die vier ersten, die nicht weit von einander entfernt liegen, sind von Häusern umgeben, haben weitläuftige Höfe und große Gärten; da aber diese letzteren gegen die Begräbnißplätze hin liegen, so kann man sie nicht für sehr gesund ansehen. Jedes derselben

wird auf Rechnung der betreffenden Nation unterhalten; das holländische ist fast immer leer, das englische, das alles Nöthige von seiner Regierung erhält, ist sehr klein, und dient zur Unterbringung kranker Matrosen, wenn eine Flotte sich bei Smyrna befindet. Die Kranken, die in das östreichische Spital kommen, müssen eine geringe Summe zahlen, auch ist bei letzterem ein besonderes Pestlazareth.

Das griechische Spital ist größer, als die übrigen; es wurde von dem Großvater des jetzt bei dem Spitale befindlichen Arztes gestiftet, und wird von der ganzen griechischen Nation unterhalten. Das große Gebäude zerfällt in zwei Abtheilungen: in der einen ist das Armenhaus, in der andern das eigentliche Lazareth. Der Arzt desselben und die Nation selbst verdienen in der That alles Lob; sowohl diejenigen, welche temporär hineinkommen, als die, welche fortdauernd hier unterhalten werden, empfangen im Ueberfluß Alles, was zu ihrer Heilung und ihrem Unterhalt nöthig ist. Einen bedeutenden Mangel bemerkt man nur in der Unterbringung der Kranken in der untern Etage, was im Orient ausnehmend ungesund ist; im Allgemeinen aber ist das Gebäude vortrefflich. Nach diesem gebührenden Lobe der jetzigen Verwaltung müssen wir noch einige Worte über das besondere Pestlazareth und von den beiden das Spital umgebenden Kirchhöfen sagen. Jetzt, wo der muselmännische Fanatismus einigermassen erschüttert ist, könnte man das Spital an irgend einen andern Ort verlegen. Der Leichenhof nimmt einen Raum von etwa 400 Klaftern ein, und besteht aus Grabkammern, in denen die aufeinander geschichteten Leichen faulen. Allerdings sind die Steinfliesen, womit sie bedeckt sind, ziemlich fest zugemauert, obwohl man aber hier im Monat nur etwa Einen Menschen beerdigt, so ist doch der lästige Geruch sehr fühlbar. Man kann sich vorstellen, was es sein muß, wenn Epidemien wüthen, wo im Laufe weniger Monate hunderte von Leichen hier

eingescharrt werden. Wenn dieß auch nicht gerade die Pest erzeugt, wie Einige behaupten, so muß man doch zugeben, daß die durch die Leichen verpestete Luft sehr bedeutende Krankheiten erzeugen wird. Was das Spital betrifft, wo die Pestkranken niedergelegt werden, so leuchtet ein, daß eine solche Anstalt nicht in der Mitte der Stadt sein sollte. Am besten von allen ist das französische Spital gelegen, indem es neben dem Meere, nördlich von der Stadt, unter Gärten aufgeführt ist. Bei dieser Anstalt, welche namentlich für die Flotte bestimmt ist, befindet sich ein von der französischen Regierung angestellter Arzt, Namens Racord. Auf der Westseite ist die Stadt vom Meere bespült. Im Allgemeinen sind die Ufer verpestet, und zwar einzig darum, weil hieher alle Gossen geleitet sind, welche die Unreinigkeiten der Stadt mit sich führen. Uebrigens wirft der vorzugsweise vom Meer her wehende Wind alle verhärteten Stoffe an's Ufer, die nun hier in Fäulniß übergehen.

Gegen Norden liegt die sogenannte Spitze, eine niedere, von Sümpfen durchschnittene Stelle. Ein Theil ist ganz davon bedeckt, weßhalb, wenn der Wind einige Tage von dieser Seite her gegen die Stadt weht, sich sogleich Wechselfieber zeigen. Diese Spitze ist gegen die südlichen Winde durch einen Berg geschützt, auf welchem die türkische Stadt amphitheatralisch umherliegt. Eine weite Ebene, wo das Regenwasser sich sammelt, dehnt sich zwei Meilen weit ostwärts von Smyrna aus. Am Ende dieser Ebene liegen die Observationsspitäler, freilich an einem schlimmen Orte, nicht in Bezug auf die Stadt, sondern wegen der hier herrschenden Wechselfieber. Es finden sich hier drei Anstalten, für Katholiken, Protestanten und Griechen. Pestkranke hat man erst seit kurzer Zeit hier unterzubringen angefangen, denn früher brachte man sie in die Lazarethe bei den Stadtspitälern. Hieher bringt man die, welche mit Pestkranken Verkehr hatten, so wie die von der Pest wirklich Befallenen

und die Hergestellten, die man bis zu ihrer gänzlichen Entlassung unter Aufsicht stellt.

Auf dem Wege nach diesen Spitälern finden sich Lohgerbereien, die nicht schlechter angelegt sein könnten, denn, da sie dem Lauf des Mele nach oberhalb der Stadt liegen, wird hier das von den Fellen Abgeschabte hineingeworfen, und der Fluß läuft nun mit allen diesen Unreinigkeiten angefüllt durch die Stadt.

In Smyrna sieht Niemand darauf, daß die Straßen gefegt und von den Unreinigkeiten befreit werden; in den christlichen Quartieren verrichten diesen Dienst die Schweine, in dem türkischen die Hunde. Diese Thiere laufen, was auf den ersten Anblick seltsam genug aussieht, in Menge auf den Straßen umher.

Im Laufe des Sommers wehen die Winde am häufigsten bei Tage von der See, nach Sonnenuntergang von der Landseite her. Bei Tage sind sie manchmal südlich, manchmal östlich. Der Ostwind bringt Fieber, der Südwind ist im Sommer beengend, im Winter bringt er leicht Erkältungskrankheiten. Der Westwind bringt Regen, der Nordwind ist größtentheils trocken. Regen bei Südwind, wenn er zu lange anhält, entwickelt gewöhnlich die Pest.

In Smyrna, wie überall, genießen nur die Wohlhabenden gute, gesunde Nahrung; die Armen nehmen, was sie bekommen, Pöckelfleisch, Oliven, Käse u. dgl. Bei allem dem sind die Bewohner im Allgemeinen, Männer sowohl als Frauen, von starkem Körperbau. Die Kinder sind den Skropheln unterworfen, Hysterie bei Weibern ist sehr gewöhnlich; Diarrhöe sehr hartnäckig. Hitzige Fieber zeigen sich in denjenigen Monaten, wo die stärkste Hitze herrscht. Hie und da zeigen sich auch Entzündungen des Magens und der Gedärme, so wie Entzündungen des Magens in Verbindung mit einem ähnlichen Zustande der Hirnhaut. Indeß gehen hier, wie in Alexandrien, alle Krankheiten aus

dem entzündlichen Zustand in völlige Schwächung der Kraft über. Die einer besondern Jahreszeit eigenthümlichen Krankheiten sind: Wechselfieber, die um den Juni beginnen; Herbstfieber sind sehr schlimm; fast um dieselbe Zeit zeigt sich auch eine Art hitziges Fieber mit gelben Flecken (Typhus icterodes). Das Merkwürdigste bei diesem letztern ist, daß es sich fast gar nicht in der obern Stadt zeigt, aber unter den Bewohnern der untern heftig wüthet. Diese Krankheiten hören sogleich auf, sobald die Pest, welche in Smyrna gewöhnlich endemisch ist, epidemisch aufzutreten anfängt. Obgleich hier keine für die Gesundheit des Volks besonders Sorge tragende Aufsicht vorhanden ist, so findet man doch in dem Smyrnaer Journal stets Nachricht von Pestfällen, die sich da oder dort ereignen. Wenn die Pest in Form einer Epidemie auftritt, so geschieht dieß fast immer in Folge von Regen. Im October und November zeigen sich an verschiedenen Orten in der Stadt Pestkranke; wird die Epidemie heftig, so dauern solche Erscheinungen den ganzen Winter hindurch fort; die Zahl der Befallenen wächst bis zum Mai, dann nimmt sie ab, und der 15. August wird gewöhnlich zur Aufhebung der Quarantäne bestimmt. Man bemerkt, daß je mehr Pestfälle im November vorkommen, desto stärker ist die Pest im März, April und Mai. Nur die Christen brauchen Vorsichtsmaaßregeln.

Wenn ein Pestfall vorkommt, so wird der Kranke sogleich in eines der Pestlazarethe gebracht, und die ganze Familie begleitet ihn vor die Stadt hinaus in die Quarantäne. Diese Anordnung geschieht nicht von Seite einer Gesundheitspolizei, welche es in Smyrna nicht giebt, sondern die freiwillige Uebereinkunft einiger europäischen Consule mit ihren Landsleuten verpflichtet letztere zu diesen Maaßregeln. Daher werden unglückliche Fälle, die sich unter ihnen zeigen, Jedem sogleich bekannt, während kein Mensch weiß, wie es unter Türken und Juden zugeht. Die Epidemie des

Jahres 1837 brach im Quartier Hagio Dimitri aus, und sie soll aus dem Innern der Stadt dahin gebracht worden sein; 8000 Türken und Juden fielen ihr zum Opfer, während die Christen nur 1000 Menschen verloren. Hier, wie überall, verschonte sie die Reichen, welche jedoch ihre Rettung den Quarantänemaaßregeln zuschreiben. Bemerkenswerth ist die Zeit, die man als das Ende der Epidemie betrachtet: bekanntlich ist diese Zeit für Alexandrien und Cairo der 24. Juni, für Smyrna aber, das nördlicher liegt und ein kühleres Klima hat, der 15. August. Es sind dieß die Tage, wo in diesen Städten die größte Hitze herrscht. Durch wiederholte thermometrische Beobachtungen könnte man vielleicht jedesmal den Anfang und die Dauer der Pest bestimmen.

Dr. Flocken giebt folgende Mittheilungen über Bevölkerung und Sterblichkeit: Türken 41,000 Seelen, Juden 6000, Todte 8000, 17 Proc.; griechische Katholiken 10,000, Europäer 2000, Todte 91, 0,8 Proc; Armenier 3000, Todte 190, 6,3 Proc.; Griechen 40,000, Todte 761, 1,9 Proc. — Beachtenswerth ist hier das Verhältniß der Sterblichkeit, die in directem Verhältniß mit der Wohlfahrt des Volkes steht; sie ist am kleinsten bei den Katholiken, dann bei den Griechen, hierauf bei den Armeniern und am stärksten bei den Türken und Juden. Indeß erhebt sich die ganz natürliche Frage: „weßhalb die Türken, die in einem bergigen, durch reine Luft erfrischten Quartier leben, und reinlicher als viele Christen sind, doch eine so viel bedeutendere Sterblichkeit haben, als die Christen, welche den niedrigern und ungesunden Theil der Stadt bewohnen?" Es giebt hierauf nur eine Antwort: „die Christen halten Quarantäne, die Türken nicht; die Unterbrechung der Communication muß also die Christen vor der Pest schützen. Die Türken lassen ihre Kranken in den Häusern bei den Gesunden, befinden sich mit ihnen in Einem Zimmer, und

da sie keine Vorsichtsmaaßregeln weder gegen die anfängliche Ansteckung, noch zur Zeit der Krankheit und nach dem Tode anwenden, so erscheint auch die Krankheit immer wieder. Vernichtet man dieses Nest der Ansteckung, so verhindert man auch die weitere Verbreitung der Krankheit unter den Türken, und hemmt den epidemischen Charakter völlig. Auf dem griechischen Kirchhof wurden im Jahre 1837 gegen 200 Pestleichen begraben, und der Geruch ihrer Vermoderung machte sich sehr fühlbar. Die in der Nähe wohnenden Christen verschlossen Thüren und Fenster, räucherten unaufhörlich und wandten so das Verderben von sich ab. Obgleich sich auch die Pest unter ihnen zeigte, so war sie doch hier viel schwächer, als in den andern Quartieren.

Noch merkwürdiger ist der Vorfall, der sich in diesem Jahre in dem Dorfe Budscha ereignete. Dieses liegt gegen Südosten, 1 Meile von Smyrna auf der andern Seite einer Anhöhe, die an das Thal stößt, in welchem die Fieber herrschen. Die Lage an und für sich ist gesund, der Boden steinig und außerdem noch etwas geneigt, so daß das Wasser ablaufen kann. Das ganze Dorf ist ausnehmend gut gebaut und hat ein schönes Ansehen. Die Einwohner sind alle Christen, bis auf 7—8 türkische Familien, welche die Lebensweise der Christen nachahmen. Endlich ist auch der Ort ein Belustigungspunkt für viele Europäer. Im Anfang der Pest zu Smyrna zogen sich 12—14000 Griechen und Europäer in dieß Dorf, und als diese den großen Zusammenfluß von Menschen bemerkten, richteten sie daselbst eine allgemeine Quarantäne ein: Niemand der nach Smyrna ging, wurde wieder ins Dorf zurückgelassen, ohne vorgängige Räucherung und ohne Kleiderwechsel, wenn es auch ein Einwohner von Budscha selbst war. Zudem wurde noch eine 24 stündige Aufsicht in einem Zelt eingerichtet. Nur wer diesen Förmlichkeiten sich unterworfen, hatte wieder freien Verkehr mit den Dorfbewohnern. Während der ganzen

Epidemie kam nur ein einziger Pestfall im Dorfe vor; der Kranke wurde sogleich abgesondert, und starb bald darauf. Außerdem kamen bei 10 Menschen, die in der Stadt gewesen waren, verdächtige Anfälle vor; auch diese wurden sogleich isolirt und in die Quarantäne gebracht. Die Häuser, worin diese Leute gewohnt, mußten von den Gesunden geräumt und mit allen darin befindlichen Sachen gelichtet werden. Die in die Quarantäne geschickten Leute genasen völlig, und außer den genannten kamen keine Pestfälle in Budscha vor.

In Smyrna, wie in Alexandrien, ist die Pest sporadisch, endemisch und epidemisch; Vorsichtsmaaßregeln sind auch hier ausnehmend wirksam. In dieser Stadt finden sich die besten Mittel, die Krankheit kennen zu lernen, man muß sich aber nothwendig zu dem Ende einige Zeit hier aufhalten.

Konstantinopel.

Wenn man in den Bosporus einläuft und die zauberhaften Paläste, Minarets und Moscheen überblickt, die über eine Menge Hügel hin zerstreut sind, so fragt man sich unwillkührlich: „Wie sind doch diese schönen Orte ein Sitz der Pest geworden?“ Der Bosporus kann als Muster einer gesunden Localität dienen, was aber die Natur schuf, hat die Sorglosigkeit des Menschen verdorben. In Konstantinopel, wie in allen andern muselmännischen Städten ergreift die Regierung keine Maaßregeln, um die Gesundheit des Volkes zu erhalten. Allenthalben trifft man Begräbnißplätze, allenthalben Unreinigkeiten und Hundeleichen, die verfaulen und die Luft verpesten. Da die Stadt am Abhang liegt, so werden bei einem Regen alle die faulenden Stoffe in die unten am Hafen liegenden Straßen hinabgeschwemmt. Daher bemerkt man, daß die dem Hafen zunächstliegenden Striche immer zuerst von der Ansteckung ergriffen werden,

und daß hier die Pest am schlimmsten wüthet. Im Jahre 1837 brach die Pest im Hagio Dimitri, dem von den Griechen bewohnten, und zwischen zwei Hügeln hart am Begräbnißplatz gelegenen Quartiere aus; durch dieses läuft eine breite, offene Gasse, die einen Theil der aus Pera und dem andern gegenüberliegenden Quartier herabfließenden Wasser aufnimmt. Von hier verbreitet sich die Krankheit in den beiden Judenquartieren an demselben Hafen, und in den Straßen Stambuls (des alten Byzanz) am Ufer des Meeres.

In einer so großen Stadt, wie Konstantinopel, ist es ausnehmend schwer, genaue Nachrichten über eine herrschende Seuche zu sammeln. Hier ist bis jetzt noch keine Gewalt eingesetzt, welche eine Abscheidung der Kranken von den Gesunden verordnet. Die, welche man vor einem Jahre (1838) einsetzen wollte, war unnütz und nutzbringend kann sie auch niemals in einer so großen Stadt sein. Eine solche Einrichtung ist gut für Alexandrien, eine auf allen Seiten eingeschlossene Stadt, aber in Smyrna, und noch mehr in Konstantinopel, Städten, die allenthalben offen sind, was kann man hier thun, was anfangen? Nur der Zufall oder eine fast allzu thätige und gewissenhafte Nachforschung können die Wahrheit entdecken.

Breyer führt in seinem Werke über die Pest zu Konstantinopel die einheimischen Sprichwörter an, denen zufolge die Entwicklung dieser Geißel des Menschengeschlechts gewöhnlich vom 1—20. Juli stattfindet, und bemerkt, daß um diese Zeit die nördlichen Winde, welche fast drei Monate unablässig fortdauern, aufhören, daß dann Südwinde eintreten, und daß man mit Sicherheit die Pest prophezeihen kann, wenn diese Winde die gleiche Richtung allzu lange beibehalten. Wenn man auf solche Wechsel der Luft achtet, und zu gleicher Zeit die Gesundheitsmaßregeln verstärkt, könnte man, wo nicht viele unglückliche Fälle ganz verhindern, doch wenigstens sie wesentlich entkräften.

Im Jahre 1838 wurde vorgeschlagen, eine Aufsichtsbehörde über die öffentliche Gesundheit in Konstantinopel einzurichten; bei der bestehenden Lage der Sachen aber war dieß materiell unmöglich. Man berief aus Deutschland Aerzte, welche die Quarantäne an der Donau bei Semlin beaufsichtigt hatten; man nahm als Grundsatz an, daß die Pest jedesmal nach Konstantinopel gebracht wird, und hierauf fußend, machte man die Verordnung, Alles, was nach Konstantinopel gelangte, einer Aufsicht zu unterwerfen. Da man nun zugleich annahm, daß die Pest in die Provinzen des Sultans nur von Egypten her eingeschleppt werde, so gedachte man, Alles, was aus jenen Provinzen komme, der Reinigung zu unterwerfen, und so die Pest auszurotten. Die Amtsthätigkeit dieser Behörde begann am 6. Juli 1838; da aber die rohen Vorurtheile der Türken immer noch fortdauerten, so konnten alle diese Vorschläge gar nicht ausgeführt werden. Ein Befehl Sultan Mahmuds schrieb zwar streng vor, alle aus verdächtigen Ländern Kommenden einer Quarantäne zu unterwerfen. Alles war in dem Befehle vorgesehen, nur nicht die Erbauung von Krankenhäusern und die Anweisung zu den für eine solche Aufsichtsbehörde unerläßlichen Ausgaben. Wäre es überdies möglich, die ganze europäische Türkei, Kleinasien und das ganze Paschalik Bagdad den Quaratänemaßregeln zu unterwerfen?

Was hätten aber auch Quarantänen in einem solchen Reiche genützt, das den Samen der Ansteckung in seinem eigenen Schooße trägt? Es ist eine bekannte Sache, daß die Pest mit der Bildungsstufe der von ihr heimgesuchten Länder gleichen Schritt geht, und daß nur ein Fortschreiten der Civilisation der Pest Einhalt thun, und sie gänzlich vernichten kann. Die deutschen Aerzte, welche mit der östreichischen Gesandschaft sich sehr häufig über die Mittel beriethen, welche gegen die Krankheit ergriffen werden sollten, hatten über diesen Punkt vollkommen klare Ansichten. Sie be-

trachteten nur die Umgebungen Konstantinopels, den unbearbeiteten Boden, die schlechte Kleidung und Wohnung der Einwohner, sie warfen einen, wenn auch nur oberflächlichen Blick auf die Sitten der Moslems, den Bau ihrer Städte und Häuser, und begriffen sehr wohl, daß hierin die ursprüngliche und einzige Ursache der Pest stecke. Die von ihnen vorgeschlagenen Quarantänemaßregeln waren namentlich dadurch nützlich, daß sie die Verbreitung des Uebels auf einen größeren Raum verhinderten, und es auf einen bestimmten Ort beschränkten.

Miscellania aus Westindien.

Von Dr. Hille in Surinam *)

---

1. Woher kommt doch die Idee, daß Zucker die Zähne verderbe? Seit ich hier in Surinam bin, habe ich meine Meinung darin ganz und gar geändert. Wer hat wohl schönere weißere, an Schönheit das Elfenbein noch übertreffende Zähne, als der Neger und der Creole von hier, und wer ißt wohl mehr Zucker, als eben diese Menschen? Zu jeder Zeit des Tages sieht man sie den Saft aus dem Zuckerrohre saugen, und wenn Zucker gekocht wird, ißt Niemand mehr Zucker, als der Neger, was ihm übrigens nicht gern gegeben wird, weil sehr leicht Dysenterien dadurch entstehen. Sollte vielleicht der Kalk, der im raffinirten Zucker ist, verderbliche Einflüße auf die Zähne haben? Aber auch der rohe Zucker kann ohne Kalk nicht bereitet werden; oder kommt es daher, weil der Neger wenig zu scrophulösen Krankheiten geneigt ist? In Holland zum wenigsten, wo sehr viele scrophulöse Krankheiten vorkommen, findet man auch im Verhältniß die meisten verdorbenen Zähne.

---

*) Aus Casper's Wochenschrift 1839. Nr. 36. 40 u. 42.

2. Die gefährlichsten complicirtesten Knochenbrüche genesen hier öfters zum Verwundern gut und schnell, ohne Amputation. Wahrscheinlich, ja ich möchte sagen sicherlich, liegt die Ursache in der geringen Anlage zu Entzündung im Allgemeinen, weshalb der Brand so selten ist.

---

3. Daß der Neger nicht allein weniger Anlage zu Entzündung hat, sondern daß auch sein Arteriensystem weniger Energie besitzt, als daß des Europäers, beweisen folgende Erfahrungen: Auf einer sogenannten Buschpatrouille nach weggelaufenen Negern, wird ein Neger, der angerufen nicht stehen wollte, in den Rücken geschossen und lag allem Anschein nach todt auf der Erde. Der Negersoldat von der Compagnie Colonial-Guides, der ihn geschossen hatte, haut der anscheinenden Leiche die rechte Hand ab, um seine Belohnung von 15 Fl. dafür bei dem Polizeibureau zu empfangen, und man läßt übrigens den Körper unbegraben im Busche liegen. Ungefähr 5 bis 6 Wochen nach dieser Zeit meldet sich derselbe Neger auf der Plantage an, versichert, es im Walde nicht mehr aushalten zu können und sich jeder über ihn verhängten Strafe unterwerfen zu wollen, wenn man ihm nur seinen ungeheuer schmerzenden Rücken heilen wolle. Es waren nämlich einige kleine Kugeln, deren fünf in das Gewehr geladen waren, in und durch sein Schulterblatt gedrungen, es hatte sich unter demselben ein Eitersack gebildet, der dem Neger erschreckliche Schmerzen verursachte. Sein Armstumpf war zu meinem größten Erstaunen, so hübsch als nur möglich genesen, ohne Unterbindung und ohne einen weitern Verband, als grüne Blätter. Nachdem der Eitersack geöffnet war, entlastete sich aus demselben eine ungeheure Menge Eiter, drei dieser Kugeln wurden herausgenommen, und der Mann genas bei dem Gebrauche von Weineinspritzungen und aromatischen Breiumschlägen schnell

und gut, — um neue Wunden auf seinen Hintern durch unbarmherzige Peitschenhiebe zu empfangen!

Vor einiger Zeit wurde ich nach Plantage-Poelwisse gerufen, um schleunige Hülfe zu leisten bei einem Neger, der sich den Hals abgeschnitten habe. Ich finde die Trachea ganz durchschnitten und die vordere Wand des Larynx geöffnet, übrigens war kein großes arteriöses Gefäß durchschnitten und die mehr venöse Blutung, welche nach der Menge des um und auf dem Patienten sich befindenden Blutes ziemlich stark gewesen sein mag, hatte bei meiner Ankunft schon aufgehört. Ich legte einige blutige Nähte durch die Luftröhre und vier Nadeln in die ungefähr 4 Zoll lange Hautwunde und lange Heftplaster in gehöriger Entfernung von einander, beugte seinen Kopf durch einen passenden Verband vornüber und befestigte ihn in dieser Lage auf der Brust. Während des Anlegens des Verbandes hatte der Kerl aufrecht gesessen und konnte nach angelegtem Verbande, wenn auch etwas undeutlich, doch verständlich sprechen. Auch konnte er etwas Arrowroot-Brei, ohne daß derselbe viel Husten erregte, hinabschlingen. So verließ ich ihn um fünf Uhr des Nachmittags. Um acht Uhr des Abends läßt mich der Director der Plantage wissen, daß der Patient durch die Brille des Abtritts in dem Krankenhause entwischt, über den ungefähr sechzig Schritte breiten Fluß geschwommen und in den Wald entflüchtet sei. Natürlich mußte ich glauben, daß die Fäden und Nadeln durchgerissen und so durch das Bloslegen aller dieser Theile und durch das weite Auseinanderstehen der Wunde wohl in kurzer Zeit der Tod erfolgen würde. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als nach drei Monaten, als wir den Menschen lange vergessen hatten, derselbe aufgefangen wird mit einer schmalen, zum Verwundern schön geheilten Narbe.

Ein Neger, Waldhornbläser bei der Compagnie Colonial-Guides, hatte sich in einem Zustande von melancholischem

Wahnsinn einige Zeit nach der eben erzählten Geschichte in den vordern Theil seines Halses mit einem Scheermesser eine drei Zoll lange Wunde geschnitten, wobei die ganze Trachea durchschnitten, der Larynx aber unbeschädigt war. Ich verband ihn eben so, wie den vorigen, gab ihm nur allein von Zeit zu Zeit ein antiphlogistisches Laxans und hatte das Vergnügen, den Mann in Zeit von drei Wochen radical genesen zu sehen. Einige Monate nachher blies er sein Waldhorn wieder wie früher.

4. Immer habe ich die Bemerkung gemacht, daß, wenn in Surinam auch noch so viel Lichter in einem Zimmer brennen, doch dieselben nie ein so schönes helles Licht verbreiten, als die Hälfte davon in Deutschland. Um mit gehörigem Lichte schreiben oder lesen zu können, muß man zum mindesten zwei (!) Kerzen brennen. Hat die Atmosphäre hier weniger Sauerstoff, oder sind es die Wasserdünste, ist es die in unserem flachen, mit einer ungeheuren Menge verwesender vegetabilischer und animalischer Körper überhäuften Lande immer und besonders zur Regenzeit so feuchte Luft, die dieses hervorbringt?

5. Es sind meistens Ost-Nord-Ost-Winde, welche uns hier den Regen bringen und beinahe nie West- oder Nordwinde. Zuweilen sind es Ost-Süd-Ost-Winde. Dieses rührt wahrscheinlich daher, daß die West- oder Nordwinde über den großen amerikanischen Continent wehen und die Ostwinde über den großen atlantischen Ocean. In Europa, wo uns gewöhnlich Westwinde den Regen bringen, haben wir das entgegengesetzte Verhältniß.

6. Daß der Mond einen großen Einfluß auf den menschlichen Körper hat, ist sicher, und eben so hat er ihn auch auf viele andere Gegenstände. Gewisse Holzarten bei Neumond gefällt, können zwanzig und mehr Jahre länger

aushalten, als die bei Vollmond gefällten. — Beinahe immer sieht man den Tod eines Patienten erfolgen bei dem höchsten oder tiefsten Stande des Wassers. Anthelmintica wollen sehr oft ganz und gar nicht wirken, bis sie bei Neu- oder Vollmond gegeben werden. — Kein Eingeborner wird hier, wenn er es meiden kann, mit bloßem Haupte im Mondschein sitzen oder gehen, und obgleich dieses nun ein wenig übertrieben sein mag, so sehe ich doch auch nicht ein, warum man sich nicht eben so gut vor dem Mond-, als vor dem Sonnenschein hüten kann. Jedenfalls muß man zugeben, daß die Strahlen des Mondes hier intensiver sind, als in den weiter von der Linie entfernt liegenden Ländern, denn eine mondhelle Nacht in Europa ist mit der herrlichen hiesigen gar nicht zu vergleichen.

---

7. Die Hundswuth ist in Surinam ganz und gar nicht bekannt, obgleich die Hunde in ungeheurer Anzahl und frei herumlaufen.

---

8. Kröpfe habe ich hier noch ganz und gar nicht gesehen. Taube und Stumme nur äußerst wenige.

---

9. Sehr häufig findet man Eingeborne beiderlei Geschlechts mit Nabelbrüchen von verschiedener Größe, von der einer Pflaume und weniger, bis zu der eines großen Apfels und mehr. Es wird gegen dieselben wenig oder gar nichts gethan, und Neger mit faustgroßen Brüchen verrichten ohne die geringste Mühe oder Nachtheil die schwersten Arbeiten, auch ist mir noch nie ein Fall von einem eingeklemmten Nabelbruche vorgekommen. Ich glaube die Ursache dieser Brüche in dem Ueberfüttern und den dadurch enorm ausgedehnten Bauchbedeckungen, die bei dem zarten Kinde, besonders an der Nabelstelle, noch sehr dünn sind, suchen zu müssen. Da die meisten männlichen Neger und die Kinder beiden

Geschlechts bis zum zehnten bis zwölften Jahre, ein einfaches Suspensorium abgerechnet, ganz nackt gehen, so geben diese unförmlichen, meist mit einer konischen Spitze nach unten gekehrten Bruchsäcke ein lächerliches Ansehen.

---

10. Fast alle Neger sind schon von Natur mit einem großen Penis versehen. Die Mütter wissen denselben aber durch eigene Manipulationen noch größer zu machen. Der Penis selbst wird dadurch zwar nicht größer, aber die unmäßig verlängerte Vorhaut giebt ihm ein größeres Ansehen. Ich habe noch nie einen Neger gesehen, dessen Vorhaut über die Eichel zurückgezogen gewesen wäre. Sie hängt über dieselbe hin. Daher findet man häufige Geschwüre der Vorhaut und Eichel, wenn der Neger sich nicht reinlich hält, die nicht venerischer, sondern mehr herpetischer Art sind.

---

11. Der Penis von Negern sowohl, als auch der von farbigen Menschen nimmt in der Erection begriffen, keine größere Gestalt an, sondern wird nur allein steif, ohne größer zu werden.

---

12. Die Negerinnen haben im Allgemeinen ziemlich große Klitorides. Wird aber die Klitoris bei einem neugebornen Kinde zu groß gefunden, so schneidet oder bindet sie die Mutter ab, weil eine zu große Klitoris für eine Schande gehalten wird.

---

13. Man hat hier Indianerstämme, wo der nächste Anverwandte, und sollte es auch ein Vater, Bruder, ja gar Großvater sein, das Jus primae noctis hat, ja dieses Recht selbst ausüben muß, ehe das junge Mädchen einen Mann nehmen darf.

---

14. Der Indianer pflegt keinen Umgang mit einem Weibe, das die Menstruation hat. Von aller Gemeinschaft

mit andern Menschen entfernt, muß sie in einer abgesonderten Hütte allein wohnen, bis ihre monatliche Reinigung geendigt ist.

15. Es herrscht hier viel der Glaube unter den Eingebornen, daß ein Weib nur dann eine glückliche und schnelle Geburt haben könne, wenn der Mann dabei gegenwärtig sei, oder wenn dieses nicht möglich ist, daß die Kreissende ein Tuch des Mannes um den Leib binde. — Wirkt hier die Einbildung oder der thierische Magnetismus? *)

16. Wenn eine Indianerin zwei Kinder auf einmal zur Welt bringt, so sagt der Vater, daß das eine Kind nicht von ihm sein könne. Er nimmt darum beide Kinder, wirft sie in das tiefe Wasser und erkennt dasjenige für das seine, welches zuerst wieder zum Vorschein kommt, das andere läßt er ertrinken.

17. Wenn das Weib des Indianers geboren hat, so begiebt sich der Mann in seine Hängematte und läßt sich von seiner Frau, die sich kaum von den Anstrengungen der Geburt erholt hat, bedienen. Die Frau säugt das neugeborne Kind und bereitet für den in der Hängematte liegenden Mann Kraftsuppen.

18. Es ist hier ein ganz allgemeiner Gebrauch, daß die Frau, nachdem sie geboren hat, auf einen Kübel mit heißem Wasser gesetzt wird; hierdurch entstehen starke, allgemeine Schweiße. Diese Operation wird täglich zweimal, ungefähr 14 Tage lang wiederholt. Man giebt keine andere Ursache an, als daß man sagt, es geschehe dieses um den Körper zu erquicken. Manche Kindbetterin möchte aber bald

*) Oder der Aberglaube, der gar nicht nach der Richtigkeit der Thatsache fragt?

verzweifeln, wenn sie gegen Willen und Dank auf den Kübel gesetzt wird und empfindliche Schmerzen von den heißen Wasserdämpfen erfahren muß. Für das Fließen der Lochien mag dieses Experiment wohl gut sein, aber daß durch unvermeidliche Erkältung die so erschreckliche Febris puerperalis nur so sehr selten hier dadurch verursacht wird, ist unbegreiflich.

---

19. Wenn das Weib eines Indianers alt wird, so geht er darauf aus, sich eine andere zu erziehen. Er kauft entweder von einem andern Indianer dessen Tochter, oder vertauscht auch wohl seine mit der eines Andern. Das Mädchen braucht noch lange nicht mannbar zu sein; Kinder von fünf bis sechs Jahren sind schon alt genug. Diese Kinder müssen den Mann bedienen, wie es sein anderes Weib thut, und sobald sie das erstemal menstruirt haben, dann wird das eigentliche Band der Ehe geknüpft.

---

20. Die meisten Neugebornen in Surinam sind hartleibig. Fünf bis sechs Tage ohne alle Oeffnung hinzubringen, ist nicht selten. Die Mütter wollen auch wenig dagegen gethan haben und behaupten, daß dieses die Kinder dick und fett mache. Dauert es zu lange, so flößen sie ein Löffelchen vol Ol. Ricini ein, oder machen eine Pille von Malassie bereitet und hier Meja genannt.

---

21. Merkwürdig sind die Ideen der Eingebornen mit ihren Kindern. Nie wird man, ohne sich einen Verweis zuzuziehen, ein schlafendes Kind küssen dürfen, nie es loben, preisen, oder ihm etwas versprechen, ohne daß gebeten würde dieses zu unterlassen. Uebrigens werden die Kinder nicht auf eine so unsinnige Weise, wie in Europa, in Windeln und Schnüre eingewickelt. Man überläßt den Gliedern ihr freies Spiel. Ein linnenes Hemdchen und ein baumwollenes leichtes Röckchen ist alle Bekleidung, die einfache Nabelbinde

natürlich abgerechnet. So liegt das Kind unter einem mit Gaze überdeckten Reife, um es gegen die Fliegen und Muskiten zu schützen, auf einem Reh- oder Schaaffelle auf der Erde. Daher kommt es denn auch, daß man es als eine außerordentliche Seltenheit ansehen muß, wenn der unangenehme Anblick eines Krüppels sich vor unsere Augen stellt; und wie mancher Unglückliche in Europa mag das Recht haben, das widersinnige Einwickeln zu verfluchen. Man weiß hier auch Nichts von allem künstlichen Laufenlehren der Kinder, dem in Europa so Mancher eine eingedrückte asthmatische Brust und den Keim so mancher andern Brustkrankheiten verdankt. Hier wird das Kind sich selbst überlassen, es sitzt auf der Erde, beginnt zu kriechen, richtet sich selbst auf und lernt so laufen und das wohl noch früher, als die unglücklichen Treibhauspflanzen in Europa.

---

22. Daß, wenn nur in der Jugend der Körper frei und ungehindert seiner Entwickelung überlassen wird, später angelegte, die Erweiterung des Unterleibes hemmende Banden nur wenig Einfluß bei einer übrigens gesunden Mutter auf die Frucht im Uterus beweisen haben, die auf der Forteresse Nieuw-Amsterdam gefangen gehaltenen, in Ketten geschlossenen Negerverbrecherinnen. Dieselben haben ein ungefähr handbreites eisernes Band um ihren Unterleib, das auf den Hüften hängt, von welchem an jeder Seite eine schwere Kette abgeht, die mit einem kleinen Ringe an die Unterbeine befestigt ist. Man hat sowohl weibliche, als auch männliche Delinquenten, die so gekettet sind. Obgleich sie nun getrennt von einander schlafen, so ist es doch immer möglich, daß sie bei ihrer Arbeit des Tages den Coitus ausüben können, und so kommt es, daß viele dieser Verbrecherinnen schwanger werden. Weil sie dafür gestraft werden, so verheimlichen sie es natürlich so lange als möglich, bis es endlich entdeckt wird und die Menschlichkeit befiehlt, ihnen

die Ketten abzunehmen. Dieses geschieht gewöhnlich nicht vor dem sechsten oder siebenten Monate ihrer Schwangerschaft. Wie also der Uterus sowohl als der ganze Unterleib in ihrer normalen Erweiterung von außen gehemmt worden seien, und wie dem armen kleinen Wesen hinter diesen eisernen Ketten wenig freier Raum gelassen wird, läßt sich leicht begreifen. Und doch gebären die Meisten gesunde Kinder, nur Wenige abortiren und dann gewöhnlich im dritten oder vierten Monate. Nur ein Kind habe ich gesehen, das längs seines Hinterkopfs eine eben so breite Eindrückung der Kopfknochen hat, als das eiserne Band breit war, welches die Mutter um den Leib hatte, ohne daß es jedoch je einiges Hinderniß in physischer, wie psychischer Hinsicht davon gehabt hätte. Es ist jetzt ein starkes, lebhaftes, vierjähriges Mädchen und hat noch deutlich fühlbar die Eindrückung in seiner Hirnschale.

---

23. Es giebt kein Volk, das abergläubischer ist, als die Neger, und ich glaube, daß sie es in der Giftmischerei so weit gebracht haben, als die berüchtigste Giftmischerin Italiens. Der Neger verbindet mit seiner Giftmischerei und seinen Vergiftungen sehr genau den Aberglauben, und es ist ein sogenannter Wischis Wischis man (Hexenmeister mit dem Begriffe von Vergifter) eine sehr gefürchtete Person unter den Negern selbst. Wenn ein solcher Kerl Jemanden vergiften soll, so macht er ein schleichendes Pflanzengift (schnell wirkende haben sie nur sehr wenige) und läßt nun erst den Aberglauben spielen, weil er meint, daß nicht ein Jeder für dieses Gift empfänglich ist. Um dieses ausfinden zu können, legt er Eier, eine Kalabase, ein Messer, eine Flasche oder irgend einen andern Gegenstand auf Stellen, welche die zu vergiftende Person passiren muß. Nun vermeinen sie aus der Handlung des Schlachtopfers oder aus gewissen andern Zeichen und Veränderungen, die mit den hingelegten Gegen-

ständen vorgehen, sehen zu können, ob der Mann für ihr Gift empfänglich sei und wie oder wann er vergiftet werden soll. Dank sei es der guten Polizei und der wirklich sehr strengen Justiz, daß solche Geschichten nur sehr selten vorkommen.

---

24. Daß der Neger eine eigne Art von Erbleichen, nämlich eine graue, erdfahle Farbe sowohl in und nach Krankheiten, als auch bei großem Schrecken, Angst u. s. w. haben kann, lehrt der tägliche Augenschein; daß er aber erröthen könnte, habe ich nicht bemerken können. Indessen kommt etwas Analoges in der Höhe des Fiebers vor, wo die Haut dunkler glänzender wird; vielleicht auch bei Gemüthsaffecten.

---

25. Nie, oder doch sehr selten, wird man in Surinam einen Europäer finden, welcher Läuse auf dem Kopfe hätte, und wenn er welche durch allzunahe Berührung mit einer Farbigen bekommen haben sollte, so wird er sie doch nicht behalten. Dagegen sind die Eingebornen und besonders die Farbigen und Neger reichlich damit versehen. Die Laus der Neger ist auch um vieles größer und schwärzlicher, als die Europäische. — In der Ruhezeit machen sich die Neger ein Vergnügen daraus, die Läuse einander abzusuchen und dann zu fressen. — Wahrscheinlich ist die durch Klima, Lebensart u. s. w. veränderte Ausdünstung Ursache, daß die Europäer nicht von dieser Plage heimgesucht werden.

---

26. Die eigentliche Scabies findet man hier zu Lande wenig oder gar nicht, dagegen eine den warmen Ländern eigne Ausschlagskrankheit desto mehr. Es ist dieses der von den Holländern sogenannte rothe Hund, oder wie es die Engländer nennen the prikly heat. Obgleich dieser Ausschlag nicht ansteckend ist, nicht durch die Ursache, wie Scabies

hervorgebracht wird und auch nicht hervorgebracht werden kann, da man nirgends reinlicher ist, als in den Tropenländern, es auch kein Mensch für eine Schande hält, mit dem rothen Hund geplagt zu sein, so ist es doch ein sehr lästiger Ausschlag und hat darin viel Aehnlichkeit mit der Krätze, daß er durch erhöhte Wärme unausstehlich jucken und stechen kann. — Man thut nichts gegen ihn, ja man hält ihn sogar für gesund und behauptet so lange man mit dem rothen Hunde geplagt sei, keine Krankheit bekommen zu können. Sehr oft ist er kritisch bei hitzigen Fiebern, sehr oft aber auch Symptom und zuweilen ohne allen Zusammenhang mit der bestehenden Krankheit. Alle Reconvalescenten beinahe sind damit geplagt. Es sind unzählige rothe kleine Pustelchen, die durch erhöhte Wärme und Schwitzen außer ihrem lästigen Jucken auch an Größe zunehmen. — Darin unterscheidet sich dieser Ausschlag auch noch von der Krätze, daß er an allen Theilen des Körpers vorkommen kann, selbst an den behaarten Theilen des Kopfes, die Handflächen und Fußsohlen ausgenommen. Um sich das Jucken und Stechen zu vertreiben, wäscht man sich mit Rum, welches aber vorerst sehr schmerzhaft ist.

---

27. Es ist viel die Gewohnheit unter den Eingebornen Surinams, daß sie, wenn ein Patient im hitzigen Fieber oder im Allgemeinen in Krankheiten nicht schlafen kann, dem Patienten, ohne daß er es weiß, einige Blätter des Zimmt-Apfelbaumes unter das Kissen legen und so dem Patienten Schlaf zu bewirken glauben. Ich habe mich selbst einigemal von der Wirkung dieser Blätter überzeugt.

---

28. Merkwürdig ist die Neigung aller Krankheiten in Surinam zu dem intermittirenden Typus und kann man bei den gefährlichsten Kranken, wenn deutliche Intermissionen sich einfinden, eine günstige Prognose stellen. — Febres

intermittentes larvatae kommen sehr häufig vor. So habe ich zwei bemerkenswerthe Fälle beobachtet: Ein Artillerist von einem sehr starken, sonst gesunden Körperbau und eben nicht ausschweifender Lebensart wird mit einem platten schmutzigen Geschwüre von der Größe eines Thalers auf dem Rücken seines Fußes in die Infirmerie aufgenommen. Nach einer einfachen äußerlichen Behandlung begann das Geschwür nach einem Verlaufe von acht Tagen sich ziemlich zu bessern. Jetzt bekam er auf einmal des Abends um sechs Uhr Convulsionen, die eine Apoplexie befürchten ließen, ohne eine aufzufindende Ursache. Gegen dieselben wurde ein starker Aderlaß und antiphlogistische Mittelsalze verordnet. Zwei Tage nachher um dieselbe Stunde repetirte der Anfall. Dabei wurde das Geschwür zusehends und in kurzer Zeit schmutziger, ja selbst brandig, besserte sich aber in den dazwischen liegenden freien zwei Tagen, bis der convulsivische Anfall um dieselbe Zeit und eben so heftig sich wieder einstellte, wo auch das Geschwür sich wieder schwarz und schmutzig zeigte. Jetzt erkannte ich eine Febris intermittens larvata, gab den andern Tag ein Brechmittel und darauf in gehörig großer Dosis das Chininum sulphuricum. Der Anfall kam nicht wieder, das Geschwür besserte sich zusehends und in vierzehn Tagen konnte Patient entlassen werden.

Im Jahre 1835 hatte ich einen an einer eiternden Conjunctivitis leidenden Jäger von dem 27. Jäger-Bataillon in Behandlung. Seine Besserung war trotz aller angewandten rationellen Mittel immer schwankend, bald auf gutem Wege und bald auf einmal wieder ganz zurückgegangen. Ich vermuthete Diätfehler, wendete dagegen alle in meiner Macht stehende Vorsichtsmaaßregeln an, Alles fruchtete aber nichts, bis ich endlich einmal des Abends um acht Uhr, zu einer sonst ungewohnten Zeit, einen andern schwer an Dysenterie darniederliegenden Kranken noch sehen wollte. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich den Augenkranken er-

blickte, wie er mit dem Kopfe über den Rand seines Bettes sich gelegt hatte und ihm eine enorme Menge Speichel aus dem Munde floß. Ich fragte ihn ganz verwundert, wovon das komme, und Patient antwortete mir ganz ruhig, daß er um den andern Tag jedesmal von acht bis neun Uhr einen solchen Speichelfluß habe, an den er schon lange gewöhnt sei. Ich gab das Chinin. sulph., der periodische Speichelfluß und die consensuell periodisch unterhaltene Conjunctivitis verschwanden bald, und Patient, der früher ein mageres, schlecht genährtes Subject war, erholte sich im Verlaufe einiger Monate dergestalt, daß er einer der gesundesten, stärksten Soldaten seiner Compagnie war.

---

29. Die Wirkung des schwefelsauren Chinins erstreckt sich nicht allein auf intermittirende Fieber, sondern dieses ist auch und zwar beinahe das einzige Rettungsmittel in remittirenden Fiebern. Ich glaube sicher, und meine tägliche Erfahrung bestätigt es, daß wenn man nur den Augenblick der Remission wahrnehmen kann, dann eine starke Gabe dieses Salzes, besonders in den sehr gefährlichen, nur sehr kurz dauernden rheumatischen Gallenfiebern, welches der allgemeine Charakter der hiesigen Krankheiten ist, von dem ersprießlichsten Nutzen ist. Gewöhnlich wird nach dem Gebrauche desselben die erste Pyrexie um so stärker, nimmt selbst einen der Apoplexie sich nähernden Charakter an, wird aber hernach nur sehr gering und bekommt den intermittirenden Charakter, ein sicheres Zeichen, um den Kranken außer Lebensgefahr erklären zu können.

---

30. Der Indianer kann eine unbegreifliche Menge des sogenannten spanischen Pfeffers essen. Ganze Töpfe davon werden gekocht und dann, gleichsam als Gemüse mit dem Fische oder Fleische genossen. Wenn ein an Pfeffer nicht gewöhnter Europäer nur einen Tropfen der Brühe genießen

wollte, würde es ihn lange auf das Aeußerste brennen, während der Indianer noch gar nicht seinen Mund verzieht bei ganzen Stücken, die er mit Wohlbehagen verzehrt.

---

31. Eins der besten Wurmmittel ist die sogenannte Kratzbohne, Dolychos urens (pruriens, Red.), welche hier wild wächst. Diese Bohnen sind bedeckt mit linienlangen dünnen braunen Härchen, welche eben die große wurmtödtende Kraft besitzen. *) Man schabt mit einem Messer diese Härchen auf einer Seite ab und mischt sie mit einem Eßlöffel Syrup. Ein solcher Löffel wird drei Tage lang des Morgens und des Abends gegeben und den vierten Morgen eine Dosis Ol. Ricini. Merkwürdig ist dabei, daß diese Härchen, welche auf die äußere Haut gebracht, ein erschreckliches, unausstehliches Stechen und Jucken verursachen, so daß ich ein Negerkind von ungefähr fünf Jahren Convulsionen davon habe bekommen sehen, — auf die Darmhaut ganz und gar nicht einwirken, wohl aber den Wurm tödten.

---

32. Ein Soldat von dem Jäger-Bataillon wurde bei meinem Aufenthalte in Caracao im Jahre 1837 von einer sogenannten Orangespinne an den obern innern Theil seines Schenkels gestochen. Der Stich erregte augenblicklich die allerheftigsten Schmerzen, die Stelle wurde schnell schwarz. Kurz nachher klagte der Mann über fürchterliche Schmerzen an dem hintern Seitentheile des Kopfes, fiel besinnungslos nieder und wechselte hiermit und mit Augenblicken von Besinnung ab, in welchen Augenblicken er den Schmerz jedesmal an einer andern Stelle angab, bald an dem Oberarm, bald an dem Beine, bald an dem Unterarm, bald am Schenkel und bald in den Seiten, wodurch geregelter Opisthotonus

---

*) Diese Härchen waren ehemals unter dem Namen Stizolobium in den Apotheken officinell, und scheinen mit Unrecht ganz in Vergessenheit gerathen zu sein. Casper.

entstand, welcher jedoch nicht lange anhielt. Hierauf schwoll sein Unterleib sehr an, dabei waren die Augen aus dem Kopfe getrieben, die Pupille erweitert, das Gesicht und der Hals hochroth und angeschwollen, die Zunge schwarz und der Puls unterdrückt, aber sehr schnell. Da der Mann sich eine Stunde weit von der Stadt auf einer Plantage befand, hatten ihm die auf derselben wohnenden Creolen nach ihrer Gewohnheit eine Mixtur bereitet von Menschen-Urin, unreifen Sabadillen und Tabackswasser, welche heftiges Erbrechen und Stuhlgang erregte. Ferner wurde die gestochene Stelle mit Rum stark eingerieben. Ich fand ihn bei meiner Ankunft noch in den oben beschriebenen convulsivischen Zuständen, die aber nach der Aussage der Umstehenden schon um Vieles nachgelassen hatten. Ich ließ ihn deßhalb die Mixtur fort gebrauchen, die allgemein gegen den Biß dieser Spinne gebraucht wird, ließ aber, trotz allem Gegensprechen der vor Blutlassen so bangen Creolen, ungefähr acht Unzen Blut aus einer geöffneten Armvene ablaufen, um dem unterdrückten Blutumlaufe wieder Luft zu geben. Schon während des Fließens des Blutes nahmen die Zufälle ab, und bei öftern Entleerungen nach oben und unten nahmen die stürmischen Zufälle während der Nacht nach und nach ab, der Puls wurde ruhiger und die gestochene Stelle nahm mehr das Ansehen einer Contusion an. Den andern Morgen wurde dem Patienten eine starke Dosis Ol. Ricini gegeben und des Abends war er in so weit hergestellt, daß er mit voller Besinnung angeben konnte, nur noch einige ziehende Schmerzen in dem gestochenen Beine zu haben, und zwar längs des Verlaufes des Nervus cruralis, und sich sehr matt zu fühlen. Ich gab ihm jetzt eine Purganz von Mittelsalzen und nach zwei Tagen war der Mann ganz und gar hergestellt. — Sehr oft ist der Biß dieser kleinen Spinne, die einen orangegelben Fleck auf den Rücken hat, wovon ihr Name kommt, tödtlich und zwar durch Apoplexie

wie ich glaube meistens in Folge des nicht vorgenommenen Aderlasses.

---

33. Vor einiger Zeit hatte ich einen an einem nervösen Gallenfieber leidenden Artilleristen unter Behandlung. Derselbe genas vollständig, war Reconvalescent und gebrauchte weiter nichts mehr als täglich zehn Unzen Wein zu seiner Stärkung. Sechs Tage nach dem Aufhören aller Krankheitssymptome bekommt der Mann eine profuse Salivation. Während der vierzehn Tage lang dauernden Krankheit hatte er sechsundzwanzig Gran Calomel gebraucht und erst zehn Tage nach der letzten Gabe bekam er die Salivation. Dieses ist doch ein Beweis, wie der Mercur lange in dem Körper sich aufhalten kann, ohne seinen specifischen Einfluß auf das lymphatische System auszuüben. In der Krankheit selbst hatte er die ersprießlichsten Dienste gethan, hatte die Functionen der Blutgefäße und des Nervensystems herabgestimmt und wirkte nach seiner eigenthümlichen Art auf die Gallensecretion.

---

34. Nicht allein das menschliche Weib ist einer monatlichen Reinigung unterworfen, sondern auch das dem Menschen am nächsten stehende Thier, der Affe. Ich besitze eine Aeffin von einer gewöhnlichen amerikanischen Affenart, die ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch ist, und welche bei jedem Wechsel des Mondes einer profusen Menstruation unterworfen ist. Diese hält ungefähr drei Tage an, und in dieser Zeit ist das Thier im höchsten Grade geil, kann keinen Mann sehen, ohne sich mit den Zeichen der höchsten Wollust an den Brustwarzen zu kratzen, und bekommt ordentlich hysterische Zufälle, mit dem Auslaufen von vielem Speichel aus dem Munde, wenn man sie an den Zitzen krabbelt. Auf Frauen und vorzüglich Negerinnen, ist sie in dieser Periode im höch-

sten Grade erpicht, und beißt sie unbarmherzig, wenn sie derselben habhaft werden kann.

35. Der narkotische Reiz des Tabacks scheint ebenfalls nicht allein dem Menschen ein angenehmes Gefühl hervorzurufen, obgleich er erst seine Constitution daran gewöhnen muß, sondern auch dem Affen. Ein Affe, wenigstens die amerikanischen Affen, schwelgt in Vergnügen, wenn man ihn beraucht. Wie toll gebährdet er sich, wenn man ihm ein Stück einer Cigarre giebt. Er schmiert und reibt die Blätter überall ein, krümmt sich dabei ganz ineinander, legt sich bald auf den Rücken, bald auf die Seite, verzerrt auf eine eigene Art das Gesicht, und schließt die Augen, die dabei stark thränen, und wenn auch nichts mehr von der Cigarre vorhanden ist, lange Zeit nicht geöffnet werden können.

36. Die zwei giftigsten Schlangen Surinam's sind die sogenannte Drocucu-Schlange und die Klapperschlange. Beide gehen aber sehr verschieden zu Werke, wenn sie ihre Beute anfallen wollen. Die Drocucu-Schlange, die eine Länge von 2—5 Fuß erreichen kann, zieht sich zusammen und wird so kürzer und dicker, und fährt dann auf einmal aus, wenn sie beißen will; sie kann nie beißen oder beißt wenigstens nie, wenn sie im Fortbewegen begriffen ist, oder wenn sie still liegt, und hat wenigstens immer eine halbe Minute nöthig, ehe sie sich zusammengezogen hat. Die Klapperschlange dagegen muß sich in ein Knäuel zusammenrollen, und indem sie denselben entwickelt, ist sie im Stande zu beißen; daher man jederzeit das Klappern der Schwanzklapper hört, weil sie dieselbe stark bewegt bei dem Aufrollen. Sie ist übrigens hier sehr selten, viel seltener als die Drocucu-Schlange, und hält sich mehr im Innern des Landes auf, wo es trockner und sandiger ist.

37. Wenn man von Scolopendra oder einem Scorpion gebissen oder vielmehr gestochen wird, so ist nichts besser, als des Thieres wo möglich habhaft zu werden, und es auf der gestochenen Stelle zu zermalmen, wodurch Schmerz, Anschwellung und Fieberbewegungen sehr gemildert werden. Zu diesem Zwecke zerquetscht man auch derartige Thiere in Oel und bestreicht mit dieser Masse die gestochene Stelle.

---

38. Eine merkwürdige, durch eigene Erfahrung bestätigte Wahrheit ist es, daß wenn man durch eine braune hiesige Wespenart, die sogenannte Maraponie, die an einem kleinen dünnen Stiele ein kleines Nest von 2—4 Zoll Durchmesser an die Decken, unter die Dächer u. s. w. hängt, gestochen wird, welches einen unerträglichen Schmerz und sehr starkes Anschwellen des gestochenen Theiles verursacht, durch das Auflegen von drei verschiedenartigen Blättern oder Grasarten der Schmerz gestillt, und die Anschwellung sehr vermindert wird. Die Sache mag einem Jeden unerklärlich und lächerlich vorkommen, auch war dieses bei mir der Fall, bis ich endlich, von mehrern dieser Wespen auf einmal gestochen, durch den ungeheuern Schmerz mich verleiten ließ, mir drei verschiedene Grasblätter auf die gestochene Stelle zu drücken. Die Wirkung war augenblicklich sehr schmerzstillend. Später habe ich noch mehreremale dasselbe erfahren und bei vielen Andern gesehen. (!)

---

39. Sehr verschieden ist die Manier der Neger und die der Indianer, um Lasten fortzutragen. Der Neger und die Negerin tragen Alles, die schwersten wie die leichtesten Lasten, auf ihrem Kopfe, und zu bewundern ist es, wie sie dabei das Gleichgewicht zu erhalten wissen, ohne ihre Hände zu gebrauchen. So ist es etwas Alltägliches, einen Neger ein Glas, Tasse oder anderes kleines Gefäß, mit Flüssigkeit gefüllt, auf dem Kopfe tragen zu sehen, ohne etwas zu

verschütten. Auch tragen sie wohl kleinere Gegenstände, ohne sie in der Hand zu halten, auf der Fläche derselben, welche mit halb gebogenem Arme nach oben zu gekehrt ist, die Fingerspitzen nach hinten. Der Indianer trägt Alles mit seiner Stirn auf dem Rücken. Er befestigt, was er tragen will, an einem Stricke, macht an denselben eine Schlinge, schlägt dieselbe um die Stirn, und trägt so die schwersten Gegenstände mit nach vorn gebogenem Kopfe, der gleichsam den Gegenstand vorauszieht, auf dem Rücken. Männer und Frauen tragen auf dieselbe Art.

---

40. Auf den ersten Anblick sollte man glauben, daß der Indianer von Südamerika eine braune Farbe habe, oder wenigstens eine dunkelrothe. Dem ist aber nicht so. Die Farbe des Indianers ist hellgelb. Durch rothe und schwarze Pflanzenfarben, die er überall auf seinen Körper schmiert, und die blos durch die Epidermis angenommen werden und auch wieder verschwinden, wenn sich die Epidermis ablöst, scheint seine Haut diese dunkle Färbung zu haben. Bei den mehr civilisirten Indianern, deren es wohl einzelne in den Pflanzungen und in der Stadt giebt, und die sich nicht mehr färben, kann man deutlich sehen, daß die Farbe nicht viel dunkler ist, als die eines dunkelgefärbten Spaniers.

---

41. Der Indianer ist ein vertrauungsvolles, gutmüthiges, aber auch sehr zudringliches und dabei sehr furchtsames Geschöpf. Die geringste Kleinigkeit kann ihn erzittern und weglaufen lassen, und nie wird er sich in einen offenen Kampf mit einem Thiere einlassen, sondern immer dasselbe beschleichen, und so seines Schusses sicher bleiben. Ohne Umstände setzt der Indianer sich mit seinem blossen gefärbten Hintern auf die mit den feinsten Zeugen überzogenen Stühle und Sophas, und nimmt eben so ungenirt die Cigarre aus Jemandens Munde, thut einige Züge, übergiebt

sie seinem Kameraden, bis alle davon geraucht haben, und der letzte giebt sie wieder an den Eigner zurück. Wie die meisten rohen Völker sind sie ohne Maaß und Ziel dem Trinken von Spirituosen ergeben, und habe ich öfter gesehen, daß ein Indianer, der für einige dem Europäer merkwürdige Gegenstände aus dem Pflanzen- oder Thierreich, oder für sehr kunstreich von ihm verfertigtes Flechtwerk, Rum erstanden hatte, so lange davon trank, bis alle Sensibitität unterdrückt war, und er wie eine Leiche dalag. Sobald er sich erholt hatte, begann dieselbe Unmäßigkeit wieder von Neuem. Die Weiber sind diesem Laster eben so ergeben wie die Männer. Selbst kleinen Knaben und Mädchen wird zu trinken erlaubt. — Wenn der Indianer sich ruhen will, und er seine Hängematte, die ihm sonst als Bett und Stuhl dient, und die er überall mit sich führt, nicht zur Hand hat, oder nicht aufhängen kann, so wird er immer mit gebogenen Knieen auf seinen Fersen sitzen, seine Ellenbogen auf die Kniee gestützt, die Hände an beiden Seiten des Gesichts. In dieser scheinbar nicht bequemen Position sieht man schon kleine Kinder sitzen. — Sorgfältig reißt der Indianer alles an seinem Körper hervorkommende Haar aus, das auf dem Kopfe natürlich ausgenommen, oder läßt es sich vielmehr mit einer Art hölzerner Zange von seiner Frau ausreissen. Denselben Dienst erweist er seiner Frau auch wieder. — Der männliche Indianer ist, wenn auch nicht sehr muskulös und eher klein als groß, doch sehr hübsch gewachsen und unglaublich behende und gelenk, wenn er sich einmal aus seinem Phlegma gerissen hat. Die Frauen haben ebenfalls so lange sie noch im jungfräulichen Zustande sind, recht hübsche Körperformen, und zuweilen sehr schöne Gesichtsbildungen, bekommen aber, wenn sie erst einmal Mütter geworden sind, solche unförmlich breite Hüften und dabei platte, eingedrückte Posteriora, daß ihre Gestalt sich dem wirklich Häßlichen nähert. — Die Sinneswerkzeuge der

Indianer, und besonders der Geruchsinn, sind von unglaublicher Stärke. Ein Hund kann keinen stärkern Geruchsinn haben als der Indianer, der, wenn er erst mit seinem ungemein scharfen Auge gesehen, daß durch das Laub des Waldes ein Mensch gegangen, augenblicklich an dem Laube riecht, ob es ein Weißer, Neger oder Indianer gewesen ist.

---

42. So wie man bei den Weißen eine Art partieller Entfärbung der Haut, und besonders an dem Scrotum der Männer, wahrnimmt, so ist dieses auch, nur in einem größern Umfange und viel häufiger, bei den Negern und farbigen Menschen, und bei den Weibern mehr als bei den Männern der Fall. Diese Entfärbungen zeigen sich dann als Flecken, die hauptsächlich auf dem Rücken, dem Halse, dem Gesichte und den Armen vorkommen, aber auch sonst überall am Körper sich zeigen können. Bei Negern nehmen sie eine schmutzig-braune Farbe an, und bei Mulatten sind sie gelb. Diese Flecken sind ganz zufällig, werden auch wohl angeboren, entwickeln sich aber gewöhnlich erst zur Zeit der Pubertät, und nehmen alle möglichen Gestalten an, sind aber meistentheils unregelmäßig rund. Sie werden von ganz und gar keinen andern pathologischen Symptomen begleitet, machen aber einen unangenehmen Eindruck, obgleich sie von den Creolen für schön gehalten werden. Mulatten, d. h. Kinder von Weißen mit Negerinnen, sind am meisten damit behaftet. In einer gewissen Entfernung, wenn man nämlich nicht unterscheiden kann, ob die Flecken über der Haut erhaben sind oder nicht, würde man diesen Vitiligo für Lepra-Flecken halten können; wenn man aber näher kommt, sieht man, daß die Epidermis gar nicht verändert, sondern daß es nur ein partiell verändertes Pigment des Rete Malpighii ist. Selbst die Färbung der Haare, wenn sie zufällig auf diesen Flecken vorkommen, erleidet eine

Veränderung. Der Name, den man in der Creolensprache diesem partiellen Albinismus giebt, ist Lutu.

---

43. Auf der Zuckerplantage Sinabo befindet sich ein Neger, der mit vieler Geschicklichkeit das Maurerhandwerk treibt, welcher ein vollkommener Albino ist. Er ist jetzt nach meiner Schätzung, denn sein eignes Alter kennt er nicht, zwischen **40** und **50** Jahre alt, stark und gesund, und nie erheblich krank gewesen, hat alle charakteristischen Zeichen eines Negers im vollkommensten Grade, ist auch nicht klüger und dümmer als ein anderer Neger, für dessen geistige Ausbildung wenig oder gar nichts gethan ist. Seine Haare sind wollig und hellblond, die Farbe seiner Haut wie die eines weißen Europäers, selbst seine Wangen sind roth gefärbt, welches Europäer, die lange hier leben, verlieren, oder eingeborne Weiße nie haben. Seine Augen sind hellbraun, mit starken, wolligen Augenbrauen, sehr lichtscheu, so daß er die Augenlieder nicht gern aufschlägt und nicht weit vor sich hin sieht, dabei in einer immerwährenden halb rotirenden Bewegung, und dieß giebt dem ganzen Gesicht einen widerlichen, aber doch bemitleidungswürdigen Anblick. Von den andern Negern wird er spottenderweise masra negre (Herr Neger) genannt, übrigens nicht verfolgt, gehaßt, gemieden, noch auch höher geachtet.

---

44. Das aus einer geöffneten Ader gelassene Blut der Neger wird selten oder niemals eine sogenannte Crusta inflammatoria haben, und hätten auch die stürmischsten inflammatorischen Symptome zu einem Aderlasse aufgefordert, und zeigte der gute Erfolg des Aderlasses auch, daß es wirklich Entzündung und nicht bloß Reizung der Gefäße war. Mehr als die Hälfte des Blutes wird Blutserum enthalten; der Blutkuchen schwimmt gleichsam im Serum, und ist gewöhnlich von einer dunkelrothen Farbe, während das Serum helle

gefärbt ist, als das eines Europäers. Europäer, die noch nicht lange in Surinam sind, lassen noch deutlich bei ihren ersten Krankheiten, die gewöhnlich noch einen Europäischen Entzündungscharakter haben, eine Crusta inflammatoria wahrnehmen, aber später verliert sich auch bei ihnen dieselbe; das gelassene Blut wird gerade wie das der Neger, nur daß es weniger Serum und einen festern Blutkuchen zu behalten scheint. Mit allen Creolen ist es dasselbe Verhältniß, als mit den Negern.

---

45. Bei dem vorherrschenden intermittirenden Charakter aller hiesigen Krankheiten hat man, wie natürlich, Gelegenheit genug, das Chinin anzuwenden, und bin ich nun durch hinlängliche Erfahrung überzeugt, daß es allein (dort zu Lande! C.) dauernd und gut wirkt, wenn es in großen Dosen gegeben wird, von **12—40** Gran täglich. Ein sicheres Zeichen, daß ich die gehörige und wirksame Dosis gegeben habe, ist mir ein Sausen in den Ohren, worüber Patienten klagen; nach dessen Wahrnehmung man getrost mit dem Mittel aufhören kann, und selten ein Recidiv eintritt. Wenn dagegen ohne dieses Brausen das Fieber sich endigen sollte, so ist man in den meisten Fällen sicher, ein Recidiv zu bekommen.

---

46. Ein sicheres unverkennbares Zeichen der Gegenwart von Würmern bei Kindern sowohl als Erwachsenen ist eine weißbelegte Zunge mit kleinen rothen runden Flecken, die über der ganzen Zunge bald mehr, bald weniger verbreitet sind, und die auch verschwinden, wenn diese fremden Gäste entfernt sind.

---

47. Man hört und sieht hier so viel von dem sogenannten Belljak (Belly-ache) und seinen Folgen, und schreibt es dem Klima und seinen Wirkungen zu, was doch

meines Erachtens einen ganz andern Grund hat. Diese Kolik kann meines Dafürhaltens füglich der Bleikolik (Colica saturnina) gleichgestellt werden, ja ist eigentlich nur Bleikolik, wenn sie nicht, wie zuweilen vorherrschend, Gallenkolik ist. Wir finden dieselben Symptome, als bei der Colica saturnina: Neigung zum Brechen, träger oder ganz verstopfter Stuhlgang, schnürende Schmerzen in der Nabelgegend, die nach verschiedenen immer kürzer werdenden Zwischenräumen heftiger wiederkehren, erleichterndes Erbrechen grasgrüner Galle, reißende, spannende Schmerzen in den glühend heißen Plattfüßen und Handflächen, zäher, gelbbrauner oder grünlicher Zungenbeleg, widriger süßer Geschmack, großer Durst und spärliches Harnen. Diese Kolik endigt sich im günstigen Falle nach 9—14 bis 21 Tagen nach allmählig kürzer, schwächer und seltener werdenden Anfällen mit einem freien Wind- und Stuhlabgang und Wiederkehren der Eßlust. Im ungünstigen Falle aber, wenn nicht schon eine Darmentzündung den Tod veranlaßt hat, geht sie in Lähmung der untern Extremitäten und Contracturen der Hände über. Blindheit habe ich danach noch nicht erfolgen sehen. Oder die Anfälle werden chronisch, wo sie den gichtischen ähnliche Schmerzen, Steifigkeit der Gelenke verursachen, und durch die davon und von den entstandenen Verhärtungen in den Darmwänden abhängenden Störungen, Kacherieen, Abzehrungen und den Tod herbeiführen. Ist dieses nicht das deutliche Bild der Bleikolik? Aber woher, fragt man, kann in diesem Lande, wo doch keine Bleihütten sind, die Bleikolik kommen? Und doch ist nichts leichter zu erklären. In keinem Erdstriche, in keinem Lande, wird wohl verhältnißmäßig mehr Wein getrunken, und zwar rother Franzwein, als in Surinam. Diese Weine kommen uns durch Holland zu, nicht in dem natürlichen Zustande, wie sie von Frankreich empfangen werden, sondern im höchsten Grade geschnitten, und mit sehr viel Bleizucker vermischt. Natürlich

müssen endlich Menschen, die diesen Wein in großen Quantitäten genießen, auch viel Blei mit aufnehmen und endlich die Colica saturnina bekommen. Dieses wird ferner auch noch dadurch bestätigt, daß Leute niedern Standes, welche selten oder nie Wein trinken, auch selten diese Kolik bekommen, und daß Menschen des reichern Standes, welche theure und mithin bessere Weine trinken, auch weit seltener davon befallen werden. Meistentheils sind es Plantagenaufseher, die weniger auf die Qualität als auf die Quantität des Weines sehen, und die in sehr oft wiederkehrenden Bachanalien dem Bachus opfern, und dabei auch starke Diener der Venus sind, welche die Schlachtopfer dieser Bleiweine sind. Wenigstens alle Unglücklichen, die ich lahm oder contract gesehen habe, bekannten, sehr viel dieses rothen geschnittenen Weines getrunken zu haben.

IV.

Poësieen.

Licht.

Gott, Du bist Licht.
Das All ist Dir nur Harmonie und Klarheit;
Die Creatur zeigt sich in nackter Wahrheit;
Dich täuscht sie nicht.

Die Welt ist Licht.
In schwere dunkle Massen zwar geronnen
Erscheint es uns; die Form, die es gewonnen,
Behält es nicht.

Frei ist das Licht.
Verwandelt sehn wir ewig die Gestalten:
Was Form hat, muß verwelken und veralten —
Es kehrt zum Licht.

Gedank' ist Licht.
Wenn Blut sich mit dem Nervenmark verbindet,
Was ist's, daß diese Masse hell entzündet?
Sie wird zu Licht.

Auch ich bin Licht.
Die Nacht entweicht, bald ist der Kerker offen,
Unsterblichkeit mein Sehnen und mein Hoffen —
Es täuscht mich nicht.

K. G. Neumann.

Auf dem Krankenlager.

Ehe das Auge mir bricht,
Scheine neben mir, liebliches Licht,
Strahle der Hoffnung Schein
Mir in's brechende Herz hinein.

Neues Leben erglüht,
Feuriger tönet mein Lied
Dort, wo die himmlische Rose blüht.
Sichtbar neben mir schwebt,
Die mich zu höher'n Gefühlen erhebt,
Die als Schutzgeist neben mir lebt.

Schutzgeist, freundliche Fee,
Nähmst Du das irdische Weh
Gern mir vom Herzen? Ha schnell wie Schnee
Muß es zerschmelzen, vergeh'n,
Kann ja nicht widerstehn. —
Warm die Hauche der Liebe wehn.

Wenn das Auge mir bricht,
Dann begleite mich nicht.
Sollst den scheidenden Freund nicht sehn,
Wenn ihn die Flügel des Todes umwehn.
Lieber freundlich und mild
Leb' in Deiner Erinnerung mein Bild,
Daß nicht kaltes Entsetzen Dich füllt,
Solltest Du also verzerrt mich sehn,
Ehe die letzten Krämpfe vergehn.

Ja, sie vergehen, und bald
Fällt in Staub die Gestalt.
Ueber dem Hügel, fremd und kalt
Stehn sie, vergessen mein.
Aber mein Ich wird sein
Frei, von den Schlacken der Menschlichkeit rein.

Leb' ich, bin ich, o dann,
Wenn ich noch denken kann,
Füllt auch die Liebe mich an.
Ihre Wärme, ihr Licht
Löschet die Sterblichkeit nicht.
Alles vergeht, nur das Göttliche nicht.

K. G. Neumann.

Der Sterbende.

Zum Theil nach Pope.

Mensch geboren, ist mein Loos,
Zu kehren in der Mutter Schoos,
Die mich erzogen, mich gepflegt,
Mit manchen Schwächen mich gehegt —
Wie mein Herz voll Sehnsucht schlägt!
Mutter nimm mich freundlich auf,
In den Mutterschoos mich auf.
Still' die Angst, die doch sich regt.

Lebensfunk' aus Himmelshöhen,
Verlaß den Leib! laß ihn vergehen,
Den matten, welken, zitternden.
Tod, wie peinlich, wie erquickend,
Durch Kampf der letzten Noth entrückend,
Du weckst zum Licht den Schmachtenden.

Hört Ihr's? Engel flüstern mir:
„Verwandter Geist, komm! fort von hier!"
Wie ihr Fittig mich umkreist,
Athem raubend fort mich reißt —
Hemmt den Blick, verwirrt den Geist —
Ist es das, was Sterben heißt?

Schon weicht die Erde, schwindet:
Mein Blick trinkt Licht, nicht mehr erblindet.
Der Sphären Ton umhallet mich.
Auf leichten Flügeln schweb' ich, steige
In oft geahnte Himmelsreiche —
Ha, Tod, wo ist dein Sieg?

K. G. Neumann.

V.

Miscellen.

Jahn's Bild der ärztlichen Gegenwart 1840.

Ein traurigeres Bild von dem Zustande der Heilkunst, als es Ferd. Jahn in seiner Skizze von Sydenham (Eisenach, 1840), von der Gegenwart giebt, dürfte wohl kaum von irgend einer frühern Zeit gegeben worden sein. Es lautet wie folgend:

„Wie die Wolken im Himmel und die Wasser im Meere, so jagen sich in unsern Tagen die nach Stoll's treffendem Worte seuchenhaft waltenden Lehrmeinungen der Aerzte, und was gestern in der Medicin noch oben stand, muß sich heute in einem großen Salto mortale nach unten kehren, um morgen wieder den Kreislauf nach oben zu beginnen, so daß sich hier Herakleitos gleichsam culminirt. Metaphysiker, Idealisten, Jatromechaniker, Jatrochemiker, experimental-physiologische Aerzte, Naturphilosophen, Mystiker, Magnetiseurs, Exorcisten, Galenisten, modern paracelsische Homunculi, Stahlianer, Humoralpathologen, Gastriker, Infarctenmänner, Broussaissisten, Contrastimulisten, naturhistorische Aerzte, Physiatriker, Idealpathologen, germanisch-christliche Theosophen, Schönleinianer, die den Meister aller Orten rühmen, selbst aber keine Meister geworden sind, Pseudo-Schönleinianer, Homöobiotiker, Homöopathen, Isopathen,

homöopathische Allöopathen, Psoristen und Skoristen, Hydropathen, Elektricitätsmänner, Physiologen nach Hamberger's Schlage, Heinrothianer, Sachsianer, Kieserianer, Hegelianer, Morisonianer, Phrenologen, Jatrostatistiker und wie die lieben Leutchen sonst heißen, rufen, dem aristophanischen Batrachierchore nicht unähnlich, ihre Losungsworte in den Vorhallen des Isistempels so bunt und grell durch einander, daß ihr Geschrei dem Zuhörer oft in die Ohren klingen muß, wie die Sprache der Arbeiter am Thurm zu Babel, oder auch wie der Lärm in jenen Anstalten, die nach Reil's Worten die Welt im Kleinen darstellen, die eigentlichen Mikrokosmen ausmachen. Hier spricht man von einer Pyrensäure und einen Cholosenalkaloid, dort von der wunderbaren Wirkung eines Decilliontel-Grans Kochsalz, hier von einem Streckfieber, hier von einem Schwangerschaftsfieber, von Einblasen des Alauns in die Luftröhre des Croupkranken, von Aetzen und Vergolden des Pockenexanthems, dort von Krätzpusteln auf der Retina und vom Frieselexanthem am Herzbeutel, von der Behandlung des Typhus mit Höllenstein und Pyrothonid, von Neson, Toxen, Somatopsychrosen, und Psychrosen und von einem realen Besessensein, von Geistinnen, die den Kühen die Schwänze in einander flechten, von dem freiwilligen Fortlaufen der Amulete, von einer Physiologie aus Prevorst und von der Wunderdoctorinn zu Meißen. Hier von einem Brunnengeist nach Art der Undinen, von der Sünde als Ursache der Geistesstörungen und dem Teufel als der Krankheitsursache überhaupt, von der Nichtexistenz der Syphilis und der Hundswuth, von Gehirn und Nerven der Infusorien, dort von Cholerathierchen und einem Typhogen, von der Rythis paradoxa und den Wundern der Flimmersubstanz, hier von den Scrophulösen als Rüben- und Carottenmenschen von dem eigenen psychischen Leben der Scrophelkrankheit, dort von dem Scharbock als Winterschlaf des Menschen, dem Rheumatismus als Nach-

bildung der elektrischen Organe der Fische, und dem Stiel des Vorticellenstraußes als Vorbild der Fieberkuchen, hier von einem Strömfehl und Säftefehl, von den Blutdrüsen als Rudimenten urweltlicher Organe, hier von der Insecten zeugenden Kraft des Galvanismus', von den Curen durch den Magnet und den Elektromagnetismus, von der Behandlung der Krätze durch Krätzgift und des Wechselfiebers durch den Luftballon, dort von der Cur des Krebses der Gebärmutter durch Ausschneiden derselben, hier von der Heilung der Cholera durch Oeffnen aller Adern, aus denen doch kein Blut fließt, von idealen Krankheitswesen, hier von der Innervation, hier von den Wunderkuren des göttlichen Prießnitz, und an den Heerden deutscher Aufklärung, die zum mindesten sehr tolerant ist, in jenen Pflanzgarten, da man, wie Paracelsus sagt, die Bäumlein verzeucht, kochen die geheimen Räthe zu Legionen alle diese Wunderdinge, wie die Hexen in Macbeth die Türkennasen und Mohrenlippen, elektrisch und synkretistisch, wie sie es nennen, in einen großen Kohl zusammen, den die an den Brüsten der Weisheit hangende Jugend nolens volens zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit so recht in succum et sanguinem vertirt u. s. w."

Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerinn
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Was bist Du denn, wenn Du, dem tollen Roß
Des Aberglaubens an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem rasenden
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Schöne wendet, und mit freiem Geist
Bedachten Planen folgt! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt! —

Der April und seine Lehren.

Von Dr. Obscurus.

Es war von jeher für mich ein Lieblingsgedanke, in den Jahres- und Tageszeiten den Menschen nicht nur zu studiren, sondern auch ertragen zu lernen. Jede Jahres- und Tageszeit mußte mir das Bild, gleichsam den Repräsentanten irgend einer Menschenklasse, nach ihrem Thun und Treiben abgeben. Ich dachte: „Wenn ich mich gegen die Unbilden der Witterung abhärten muß, damit sie mich nicht zum Spielballe ihrer Launen machen, warum sollte ich mich nicht eben so leicht gegen die veränderlichen Sympathien und Antipathien meiner Mitbrüder mit einer derben Haut waffnen können?" So bildete sich in meinem philosophisch-meteorologischen Systeme eine herrliche Waffe gegen Falschheit und Intrigue, und so wenig mir ein Luftzug rheumatische Schmerzen machte, eben so wenig störten die falschen Winkelzüge gewisser Menschen die heitere Ruhe meiner Seele. Ich gewann diese Theorie sehr lieb; sie schützte mich gegen manchen Anfall von Schwermuth; der Wankelmuth der Menschen hatte keine andere Folge für mich, als daß ich mir, wie bei unbeständiger April-Witterung, in meinem Anzuge gleich blieb. „Ihr möget wechseln, wie Ihr wollt,"

sagte ich oft zu mir selbst, „ich werde nicht den Narren machen, und jeden Augenblick das Kleid nach einer Aprillaune wechseln; ich bleibe mir gleich, und seht Ihr diesen Gleichmuth, diese Ruhe, diesen unveränderlichen Gedanken, — so ist Eure Falschheit entwaffnet, und Ihr wendet Euer zweideutiges Halblächeln wo anders hin.“ Ich hatte, wie man leicht denken kann, das ganze Jahr hindurch vielfache Gelegenheit, diese philosophische Ruhe zu üben. Denn in welchem Monate des langen Jahres giebt es nicht unbeständige Tage und Witterungswechsel? Aber die tiefsten Studien machte ich im Monate April. Kein Tag, keine Stunde verging, wo er mir nicht die tiefste Lebensweisheit predigte. Ich will dir, lieber Collega, aus dem Schatze der Betrachtungen, zu denen er mir jährlich Anlaß giebt, einige vorführen, deren Wichtigkeit mir immer klarer wird, je öftere Gelegenheit mir mein Beruf als praktischer Arzt darbietet, mit hypochondrischen und hysterischen Kranken, mit Kindern und mit Erwachsenen, welche die Kinderschuhe ihrer Launen noch nicht abgelegt, fleißig umzugehen. Die Lehre, die der April mir in einem Momente, wo er gerade gut aufgelegt war, leise zuflüsterte, will ich dir mit dessen eigenen Worten wiedergeben. Der launenvolle Monat sprach: „Du darfst meiner heitern Sonne eben so wenig trauen, als vor meinem Schnee zurückschaudern; jene ist nicht erwärmend, dieser schmilzt in nächster Stunde; mein Weinen und mein Lachen hat wenig zu bedeuten: ich weiß oft selbst nicht, warum ich lachte oder weinte; bin ich freundlich, so trau' mir nicht zu viel; — ein Moment und du kennst mich nicht mehr. Willst du nicht das Opfer eines Wechsels meiner Laune, meiner unveränderlichen Veränderlichkeit werden, so sei kein Sclave derselben; bleibe immer du selbst; zeige mir durch deinen Winterrock, daß du noch kein Vertrauen zu meiner augenblicklichen Zärtlichkeit hast.

Was ich dir aber ernstlich rathen will — dir, der du als Arzt täglich und stündlich dem launenhaften Wechsel deiner Kranken, ihrem Wankelmuthe, ihrem Hin- und Herschwanken zwischen Zutrauen und Abneigung, zwischen begeisterter Anerkennung und ungerechtem Mißkennen deiner Mühen ausgesetzt sein wirst — was ich dir für alle künftigen Zeiten, für deine Ruhe und Glück nicht genug an's Herz legen kann, ist, dich ja nicht durch die Unbeständigkeit einiger Kranken verleiten zu lassen, in Zweifelsucht und Mißtrauen gegen deine Kunst, oder gar in Theilnahmlosigkeit an den Leiden der Menschheit zu verfallen. So wie du dich trotz meines beständigen Witterungswechsels in dem Glauben an eine baldige schönere Zeit nicht irre machen lassest, und mich nur für einen Uebergangsmonat und eine Uebungsschule hältst, eben so müssen dir die Grillen der Hypochonder zu nichts Anderem dienen, als deine Geduld zu üben, die Freude an deiner Kunst da, wo sie Anerkennung findet, zu erhöhen, und deine Seelenstärke, deinen Glauben an bessere Menschen zu befestigen. Ohne meinen Wechsel würden die Menschen die Beständigkeit — ohne sauertöpfische Kranke würdest du den sanftmüthigen, den geduldigen, den resignirenden Patienten nicht zu schätzen wissen. Jeder junge Arzt muß diese Schule durchmachen, wenn er den Höhepunct der Berühmtheit erreichen will; er muß zeigen, ob er Kraft, Muth, Resignation und Seelenruhe genug hat, um bei dem ewigen Wechsel der Stimmungen seelenkranker Hypochonder sich selbst gleich bleiben zu können. Daher darfst du dich, so lange dein Ruf nicht fest und begründet ist, nicht kränken, wenn man dir heute unbegränztes Vertrauen heuchelt oder gar schwört, und morgen dich einen Teufel schilt; das gehört zu deinem Berufe, das liegt in der Natur des Menschen eben so tief gegründet, als mein steter Wechsel zur Harmonie des ganzen Jahres gehört. Willst du stets heitern Himmel? Würde er ein fruchtbares

Jahr bringen? Die Launen, die du ertragen mußt, sollen dir nur ein Studium des menschlichen Herzens sein; mit derselben Ruhe, mit welcher du eine körperliche Krankheit beobachtest, ohne sie anders als objectiv deiner Betrachtung zu unterwerfen, eben so wenig wirst du die kränklichen Geistesstimmungen deiner Pflegebefohlenen als Krankheit, als etwas außer dir Vorhandenes betrachten; und ihnen jeden Uebergang in dein eigenes Herz verwehren. Wenn du auch zuweilen ein Spielball der falschen Maßregeln wirst, die unberufene Pfuscher am Bette deiner Kranken sich erlauben; wenn du auch, wie man zu sagen pflegt, häufig in den April geschickt wirst, so mußt du immer deine Ruhe, deinen Gleichmuth, deine unbefangene Geistesgegenwart mit männlicher Kraft und mit ungeschwächtem Glauben an deine Kunst zu behaupten streben."

So sprach der April von jeher zu allen Söhnen Aeskulap's, die dessen Sprache verstanden, und so hörte ich ihn neulich in einer Stunde, wo mein Herz voll Liebe und Sympathie für meine leidenden Mitmenschen gerne ihre Launen und krankhaften Geistesauswüchse vergaß. Ich faßte den Entschluß, die goldenen Lehren des unbeständigsten aller Monate nicht nur tief in mein Gedächtniß einzuprägen, sondern sie auch meinen jüngern Kunstgenossen zur Beherzigung neuerdings vorzulegen. Wenn Undank, Mißtrauen, Intrigue, Cabale, und wie alle die Machinationen heißen mögen, die der Wirksamkeit des redlichen Arztes in den Weg zu treten pflegen, ihre Seelenruhe zu stören, ihre heitere Laune zu trüben, ihre Berufstreue wankend zu machen drohen, sie mögen ja nicht die Lehren des Aprils vergessen, daß dieß Alles nur Prüfung und Uebergang ist.

Vorherbestimmung der wahrscheinlichen Temperatur der Wintermonate nach der Temperatur der entsprechenden Monate des vorhergegangenen Sommers.

Herr Hutchinson hat in der British association of Sciences zu Glasgow eine Abhandlung vorgelesen, worin er nachzuweisen suchte, daß nach der Langsamkeit, mit welcher die erhöhte Temperatur des Sommers in die Schichten des Erdbodens eindringt, der wahrscheinliche Schluß zu machen sei, daß die letzte Portion der Wärme, die während der Sommermonate absorbirt sei, und welche am wenigsten tief in die Erde eindringt, zu Anfang des Winters auch zuerst wieder emporsteige. Eben so muß die Wärme, die sich während des ersten Theils des Sommers angehäuft und den tiefsten Erdschichten sich nach und nach mitgetheilt hat, auch zuletzt sich wieder frei machen. Und obgleich das Streben des Wärmestoffes zum Gleichgewicht und außerdem der Temperaturwechsel, der von der Richtung der Winde und andern unvorhergesehenen Ursachen abhängt, es unmöglich machen, etwa bis auf eine Woche den Augenblick vorauszubestimmen, wo eine solche Portion der im Sommer angehäuften Wärme zur Oberfläche der Erde emporsteigen werde, so glaubt Herr Hutchinson doch, daß bei Annahme eines längeren Zeitraumes, z. B. eines Monats, man nach mehreren Jahren der Wahrheit ziemlich nahe kommen könne. Nach diesen Principien muß jeder Monat, in welchem eine Absorption von Wärme stattgefunden hat, auch einen verhältnißmäßigen Zeitraum haben, während welches diese angehäufte Wärme sich wieder frei gemacht hat, folglich muß die mittlere Temperatur jedes Monats der heißen Jahreszeit den Weg zeigen, auf welchem es möglich ist, die mittlere Temperatur der entsprechenden Wintermonate vorher zu bestimmen, sofern wenigstens diese Temperatur von der durch den Erdboden

absorbirten Wärme abhängt. Um die Vergleichung zu erleichtern, werden die zwei Monate der Aequinoctien, September und März, nicht mitgerechnet. Die übrigen Monate entsprechen sich ungefähr auf folgende Weise:

August bis October.
Juli bis November.
Juni bis December.
April bis Februar.

Wenn z. B. der August eine Temperatur gehabt hat, die höher ist als die mittlere Wärme dieses Monats, so wird die Temperatur des nächsten Octobers gleichfalls höher als die mittlere Temperatur sein.

Herr Hutchinson, der diese Regel auf die thermometrischen Beobachtungen, die er seit einer Reihe von Jahren in Schottland gemacht hat, anwendet, findet, daß der Einfluß der Wärme der Sommermonate auf die Temperatur der entsprechenden Wintermonate sich sehr leicht berechnen lasse, und daß die Modificationen, welche, wie man beim ersten Blick hätte glauben sollen, diese Regel durch zufällige Ursachen erleiden müßte, sehr gering sind, wenn die Vergleichung von Monat zu Monat stattgefunden hat. Wenn man dieselben Monate während einer Reihe von Jahren zusammengruppirt und sie mit einander vergleicht, so findet man alsdann, daß die etwaigen Veränderungen verschwinden und sich ausgleichen, und daß jeder etwas bemerkbare Unterschied von Kälte oder Wärme ein ähnliches Resultat von Kälte oder Wärme auf den entsprechenden Wintermonat hervorbringt, ein so sicheres Resultat, daß man, nach der Meinung des Herrn Hutchinson, unmöglich eine Bestätigung der Hypothese, auf welche er seine Theorie gegründet hat, verkennen kann.

Ohne Zweifel könnte man auf bestätigte Thatsachen nichts erwidern; aber wenn man nur a priori urtheilt, so scheint es sehr schwierig, das ungleiche und allmälige Ein-

bringen der Wärme in den Erdboden, die dann wieder regelmäßig auf die Oberfläche emporsteigen soll, zu begreifen und anzunehmen. Das Streben des Wärmestoffs zum Gleichgewicht, vorzüglich in den festen Körpern, und die directen thermometrischen Beobachtungen, nach welchen die oberen Erdschichten im Sommer immer wärmer, und im Winter immer kälter sind, als die unteren, scheinen den Ideen des Herrn Hutchinson gar sehr entgegenzustehen.

(Magazin des Auslandes. Januar 1841.)

Ueber die fortgeschrittene Organisation der militair-ärztlichen Einrichtung in Preußen.

(Nach des Geh. Med.-Rathes Dr. Eck Rede bei der Feier des Stiftungsfestes des königl. med.-chirurg. Friedrich-Wilhelms-Institutes zu Berlin 1840).

Herr Dr. Eck gab eine geschichtliche Darstellung der Fortschritte und Veränderungen, welche die Organisation der militairärztlichen Einrichtungen seit dem großen Kurfürsten erfahren hat. Einige auszügliche Mittheilungen aus dieser interessanten Rede werden gewiß willkommen sein. Von den allerdings noch sehr in der Kindheit begriffenen Einrichtungen unter dem großen Kurfürsten heißt es: „Seine allumfassende Sorge war auch auf die Militair-Krankenpflege gerichtet und in den Verpflegungslisten seiner Truppen ist auch schon ein dazu bestimmtes Personal aufgeführt. Allein Medici befanden sich bloß bei den Stäben der kommandirenden Generale der Corps; die Regimenter selbst waren nur mit sogenann-

ten Regiments- und Compagnie-Feldscheeren, welche von den Chefs nach Gutdünken angenommen und entlassen wurden, versehn. Deren Aufgabe war, außer dem Rasiren der Soldaten, welches den Compagnie-Feldscheeren oblag, hauptsächlich die Cur äußerer Schäden und Wunden, und wie selbst dieser sogenannte chirurgische Dienst verrichtet worden sein mag, läßt sich aus dem damaligen Stande der Chirurgie in Deutschland überhaupt, wo die Officinen der Bader die chirurgischen Schulen bildeten, wohl entnehmen. Solcher Wirksamkeit entsprach die Besoldung und der Rang des chirurgischen Personals der Armee. Noch unter dem Nachfolger des großen Kurfürsten ward der Regimentsfeldscheer in den Listen des Stabes hinter dem Pauker aufgeführt, und ein Fähnrich oder Cornett war dreimal höher, als er, besoldet." — Unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. erweiterten sich die Anstalten schon. „Er, dessen Hauptaugenmerk die Organisation der Armee war, erkannte sehr wohl auch die Bedeutung guter Medicinal-Einrichtungen für die Kraft und Ausdauer derselben; die Vorschläge seines verdienstvollen Leib- und General-Chirurgus Holtzendorff fanden daher bei ihm leicht Gehör, und viele Anstalten, die dem Militair-Medicinalwesen ein Jahrhundert hindurch genützt, ihre Begründung. Ich erinnere hier nur an die Errichtung des anatomischen Theaters und des Collegium medico-chirurgicum, welche Lehranstalten dienen sollten zu des Heeres und Volkes Heil („in exercitus populique salutem"), — an die Stiftung des Instituts von ursprünglich 8 Pensionären, die, aus der Zahl der tüchtigeren Compagniechirurgen gewählt und drei Jahre lang unterstützt, bei jenem Collegium hier studiren und dann als Regimentschirurgen wieder in die Armee treten sollten, — besonders aber an die 1726 erfolgte Einrichtung der Heilanstalt der Charité, als deren Hauptzweck von Anbeginn, neben der Aufnahme hülfsbedürftiger Kranken, ausdrücklich

die Bildung von Feldärzten bestimmt war. Die Regimentsfeldscheere wurden fortan nur nach vorgängiger Prüfung und auf Holtzendorffs Vorschlag vom Könige selbst angestellt; es ward ihnen die Civilpraxis erlaubt, mehrere wurden nach Ungarn geschickt, um in dem Türkenkriege die Behandlung der Soldaten kennen zu lernen u. s. w. Sprach sich indessen auf der einen Seite hierin schon ein gewisses Vertrauen zu dem genannten Personal aus, so waren andere Bestimmungen und Observanzen doch keineswegs mit einer würdigen Stellung desselben vereinbar. Körperliche Größe und Stärke bildeten bekanntlich damals den Hauptmaßstab soldatischer Tüchtigkeit; das Werbesystem machte den Soldaten zum Gegenstande des Handels und der Speculation, und der Verlust eines solchen war dem einer kostbaren Waare vergleichbar. Daher die Licenz für den Compagnie-Chef, einen Soldaten der Art, bei mangelndem Vertrauen zum Regimentsfeldscheer anderweitig in Pflege zu geben, daher selbst die Observanz, daß dieser, wenn ihm ein solcher Ausländer starb, nach Verhältniß der Anwerbekosten Arrest und der Compagniefeldscheer wohl gar Fuchtel erhielt. — So stand es denn mit dem Militair-Medicinalwesen Preußens in mehr als einer Hinsicht noch gar mangelhaft, als vor hundert Jahren Friedrich II. den Thron bestieg. Auch während der Regierung des unsterblichen Königs geschahen in diesem Bereiche Schritte vorwärts; doch blieb das Ziel noch immer in weiter Ferne. Schon in den schlesischen Kriegen fühlte der Monarch den großen Mangel würdiger Feldärzte in gehöriger Zahl, und manche Maßregel bezweckte eine Abhülfe desselben. So wurde das Studium der, selbst aus entfernteren Garnisonen hierher gesandten Chirurgen begünstigt, die Zahl der Pensionäre, in welche allmählig die Chirurgen der Garde rückten, vermehrt, es wurden die Mittel, welche die Charité zur praktischen Vervollkommnung darbot, benutzt, mehrere Militairchirurgen zu gleichen Be-

huf nach Frankreich geschickt, ja aus diesem Lande selbst, neben den schönen Geistern und Philosophen, auch Maitres- und Aides-chirurgiens mit verhältnißmäßig hohem Gehalt anhero berufen, um als sogenannte französische Pensionäre im Kriege die Feldlazarethe, im Frieden das Invalidenhaus zu besorgen. Allein durch alles dieses war dem großen Bedarf nicht genügt. Die französischen Pensionäre machten, nach des Königs eignem Ausdruck, „lauter liederliche Sachen" und wurden daher nicht ergänzt. Unter den aus dem vaterländischen Pensionair-Institut hervorgegangenen oberen Chirurgen erwarben sich mehrere, von wissenschaftlichem Eifer beseelt und durch die lange Erfahrung im Felde gebildet, so: ein Schmucker, ein Theden, unvergänglichen Ruhm, und auch viele andere in ihrem Wirkungskreise Anerkennung und Achtung. Doch war die Zahl dieses Personals zu gering, und vollends übel sah es in den niedern Regionen aus. Die Compagniefeldscheere, aus den Barbierstuben, höchstens aus der Zucht der Regimentschirurgen hervorgegangen, waren größtentheils — Handlanger, den heutigen chirurgischen Gehülfen vergleichbar, des Rasirens übrigens nicht durchweg überhoben und außerdem allenfalls in Administration der Purgirmittel und Aderlässe, die man zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten damals halbjährig für nöthig hielt, wohl bewandert. Auch ihr Dienstverhältniß war dem eines Unteroffiziers gegen seinen Offizier nach damaliger Zeit völlig gleich und hatte eine ähnliche Uniform und Behandlung zur Folge." — Nachdem der Redner jetzt einige fortschreitende Einrichtungen, die unter dem Könige Friedrich Wilhelm II. begonnen, berührt hatte, ging er zu denjenigen Ereignissen und Verhältnissen über, welche zunächst die Gründung des Instituts, das seinen sechs und vierzigsten Stiftungstag feiernd beging, veranlaßten. Es heißt in der Rede: „Im Jahr 1792 begann die Rhein-Campagne, und die veränderte Art der Kriegführung, so wie der Ausbruch bedeuten-

der Seuchen, fügte zu den älteren Schwierigkeiten, womit das Kriegsheilwesen zu kämpfen hatte, neue hinzu. Hier aber war es, wo Görcke, Theden's, des ersten Generalchirurgen, Adjunct, den Bedrängnissen Einsicht, Thatkraft und unverdrossene Hingebung entgegensetzte, durch die Allerhöchst genehmigte Errichtung eines Feld-Lazareths-Ambulants, wozu er das Personal aus der Nähe und Ferne heranzog, Tausenden von Blessirten und Kranken wohlthätig wurde, und durch die Frucht seines Wirkens und der Bestrebungen wackerer Mitarbeiter Anerkennung von Freund und Feind, Vertrauen und Liebe der Kranken, und seines Königs und des Kronprinzen Huld und Gnade gewann. 1795 endete der Krieg und die Thätigkeit der Feld-Lazarethe cessirte; das mit Mühe gesammelte, wenigstens praktisch geübte und dienstgewandte Personal sollte nun zerstieben, wie sonst, und bei einem künftigen Kriege die alte Noth sich erneuen. Da durchdrang Görcke, den mit ganzer Seele für das Gesundheitswohl des Heeres sinnenden und wirkenden Vaterlandsfreund, die Idee der Gründung einer Anstalt, die, zur Erhaltung und weiteren wissenschaftlichen Ausbildung jenes Lazarethpersonals, wie zur Vervollkommnung der vorhandenen und Heranbildung neuer tüchtiger Compagniechirurgen geeignet, der Armee wenigstens einen Stamm nicht nur wissenschaftlich gebildeter und im Kranken und Lazarethdienst geübter, sondern auch an militairische Ordnung und Erfüllung der Dienstpflicht gewöhnter Chirurgen eben so sichern sollte. Görcke's Plan fand bei allen denen, welche die Bedeutung tüchtiger Feldärzte aus eigener Anschauung kannten, Eingang und Unterstützung. Auch des Hochseeligen Königs Majestät schenkten in einer sehr gnädigen kronprinzlichen Ordre ihm Ihren „ganzen Beifall." Am 2ten August jenes Jahres zeichnete Friedrich Wilhelm II. zu Charlottenburg die Stiftungsurkunde der „chirurgischen Pépinière, und — eine neue Aera begann für das Heilwesen des Heeres."

Schilderung eines persischen Arztes.

(Nach G. Fowler, Three years in Persia; with travelling adventures in Koordistan, London 1841.) Nachdem ich in dem Dorfe Kand' ernstlich krank geworden war, schickte ich um Hilfe zu einem mohamedanischen Doctor Mirza Abu Thalub, dem berühmtesten Hakim des Ortes. Um sechs Uhr des folgenden Morgens trat ein ehrwürdig aussehender Herr mit langem Barte in meine Zelte, hielt sich aber vorsichtig in äußerster Entfernung, um allen Contact zu vermeiden. Vom Fühlen des Pulses war keine Rede. Er war ein Mohamedaner der alten Schule, und von diesen würden einige eben so leicht einen Hund in die Cur nehmen, als einen Christen. Aber der „Mirza" hatte Mitleiden mit mir und obgleich ich seine Geschicklichkeit sehr bezweifelte, so flößte mir doch sein freundliches Benehmen und seine nachforschenden Fragen über meine Krankheitssymptome ein gewisses Vertrauen ein, welches schon auf Heilung hinwirkte. Er verbot mir Alles und Jedes, was nicht er selbst sende. „Nicht einmal Wasser werde ich ihnen bewilligen und ich werde sie in 3 Tagen curiren." Inschallah, sagte ich, und möge Euer Schatten nie abnehmen. — Ich muß gestehen, daß ich den Diener, welchen der Arzt mir gesendet hatte und der gleich diesem unerbittlich war, nie sowohl leiden konnte, als seinen Herrn; aber er stieg allmählig in meinem Vertrauen. Wenn ich in der Hast meinen Brei verschluckt hatte, verlangte ich zuweilen eine zweite Portion. Marschallah barikallah, sagte er; aber ich konnte ihn nie bestechen. Mein Trank schien eine Abkochung von Kräutern und mein Brei von Waizen zu sein. Welches die Geheimnisse der Kunst des Doctor waren, weiß ich nicht; genug, er heilte oder verhungerte die Krankheit, und wunderbar schien es mir, daß ich in zehn Tagen wieder zu meinen gewöhnlichen Kräften gebracht war. Wie ich den Mirza bezahlen sollte, ohne

ihn zu beleidigen, war nun die Schwierigkeit. Bei seinem letzten Besuche erklärte er mich für genesen und gestattete mir, meine Reise fortzusetzen. Ich äußerte wiederholt mein zhameth, kali zhameh und that Alles, was ich konnte, um auszudrücken, wie sehr ich ihn bemüht hätte. Ganz und gar nicht, sagte er, ich bin Euer Sclave und Alles, was ich besitze, ist Euer, und nahm Abschied von mir mit Khoda hafiz schuma! (Möge Gott Euch schützen.) Ganz überwältigt durch Sprache und Freundlichkeit, fühlte ich mich ganz niedergedrückt durch Verpflichtung. Aber die Perser befreien Euch bald von solchem Alpdrücken. Er hatte meinem Wärter zu verstehen gegeben, was ihm als Geschenk (peischkusch) angenehm sein würde. Ich war sehr glücklich, meine Schuld abzutragen, obgleich ich fand, daß es mich mehr kostete, als ein londoner Arzt. Auch vergaß ich nicht den Wärter, dessen Augen glänzten, als er meine Geldstücke durch die Finger gleiten ließ, indem er mir dankte mit seinem Alham dulillah! (Gott sei gepriesen.)

VI.

Aphorismen.

In den Augen des Arztes, sagt Hippokrates, sind alle Kranke gleich, wie in den Augen der Gottheit alle Menschen. Hinter den verzierten Gewändern, wie hinter den Fetzen des Elends, sieht er nur die leidende Organisation, und macht keinen Unterschied, außer den der Schwere der Krankheit und der Dringlichkeit seines Beistandes.

Cruveilhier.

Das Erste und Höchste auf Erden ist ein reines, kindlich gutes und starkes Gemüth. Dieß soll vor Allem der Arzt in sich ausbilden und bewahren, der in der Wissenschaft und im Leben zu Großem zu gelangen strebt. Denn die Natur, mit der wir vertraut werden sollen, bebt vor unheiliger Berührung wie die Sinnpflanze in sich selbst zurück und verhüllt sich vor dem Unreinen dichter in ihren mystischen Schleier, und das Leben selbst, in dem wir uns bewegen, ist so mühevoll rastlos, unerquicklich und undankbar, daß ihm nur der eine schöne Seite abzugewinnen vermag, der das Gute um des Guten willen thut, und in der Uebung desselben schon Lohn und Glück findet.

Jahn.

Die allzugroße Geschäftigkeit des Arztes ist überhaupt, besonders aber in Krankheiten, wo keine Gefahr ist, oder

zur Zeit, wo in hitzigen Krankheiten keine Veränderung zu erwarten steht, mit Recht dem ehrlichen Arzte verdächtig. Derjenige, der sich so benimmt, will entweder den Kranken betrügen und jagt dem Gewinne nach, oder er sucht sich durch solche niedere Dienstleistungen zu empfehlen; daher der Vorwurf: „Medica ars, siqua alia, tota servilis est.“

Werres.

Ohne Denken giebt es kein vernünftiges Handeln. Also auch das medicinische Handeln setzt ein Gedachtes, eine Theorie voraus. Aber auch das Denken des Heilkünstlers muß aus der Natur und dem Leben hervorgehen, nicht aus dem System.

Hufeland.

Wo die Natur nicht das Fundament gelegt, da bauet die Kunst auf dem Sande.

Umgang mit der Natur, Anschauung, Beobachtung ist der einzige wahre Weg in der Heilkunde und immer das Erforderniß dazu ist die Richtung und Uebung des Geistes darauf, Beobachtungsgeist. Er wird erhalten theils durch das sorgfältige Studium der Natur selbst, theils durch das Studium ihrer Beobachter und zwar solcher, die sie im reinen unverfälschten Lichte sahen und darstellten, vorzüglich des Hippokrates. Was dem Künstler das Studium der griechischen Antike ist, das ist dem Arzte das Studium des Hippokrates.

Hufeland.

Wer nicht die Kunst versteht, sich Zutrauen und Achtung zu erwerben, sich beliebt zu machen, eine gute Meinung von sich zu erregen, der ist bei noch so viel Wissenschaft unbrauchbar. Aber stets muß man mit dem savoir faire Wissenschaft verbinden, sonst ist man ein Charlatan.

G. A. Richter.

Der große Werth und die tiefe Bedeutung des Krankheitsexamens macht es dem wahren wohlgesinnten Arzt zur Pflicht, sich Rechenschaft zu geben von dem Standpunkte, den er sich unter seinen Mitmenschen, zu Diensten der Liebe und des Wohlwollens mit hinreichenden Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstet, gewählt hat. Er muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die Gegenstände seiner Forschung Seinesgleichen sind, nämlich Individuen, welche wie er, einen Selbstzweck haben, Einzelnwesen, um die sich, ihn selbst mit einschließend, ein großes Band schlingt, das Band der Menschheit.

Sundelin.

Die Zeit des Arztes soll zwischen Praxis und Studium getheilt sein; jene liefert die Erfahrungen, dieses ordnet sie und macht sie fruchtbar.

Cruveilhier.

Das Bestehen wissenschaftlicher Vereine für Natur und Heilkunde wird gesichert sein, so lange Zwietracht in demselben fremd bleibt, und so lange Eintracht in demselben waltet. Erstere zu verhüten, letztere auf jede mögliche Weise zu erhalten und zu vermehren, muß eines jeden Vereinsmitgliedes Hauptbestreben sein. Solches darf aber die Mitglieder nicht allein während der Versammlung, sondern auch

zu jeder Zeit außer derselben in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen, besonders in ihrem Wirken als Aerzte und Naturforscher, beseelen. Um Einhelligkeit im Innern zu erhalten, dazu möchte ohne Zweifel vor Allem beitragen, wenn die Vorträge und Mittheilungen, so wie die in deren Folge etwa entstehenden Erörterungen streng wissenschaftlich bleiben, und in einem der Wissenschaft und dem ärztlichen Stande würdigen Tone geführt werden, wenn man dabei alle Anzüglichkeiten, Spitzfindigkeiten, Spötteleien vermeidet, und sich der Möglichkeit eines Aufkeimens derselben kräftigst widersetzt, so wie daß man sich über etwa eingetretene Mißhelligkeiten freimüthig bespricht. Gewiß sehr selten werden neue Entdeckungen sein, welche ärztlichen Vereinen vorgelegt werden, denn Entdeckungen machen sich nicht so leicht — aber Ideen, Erfahrungen, Beobachtungen erregen durch Mittheilung neue Gedanken, gewähren Stoff zum Sprechen und geben Veranlassung zum weitern Forschen.

Berthold.

Guy Patin hat Recht, wenn er sagt: Wir Aerzte sind blos die Advokaten der Kranken; der Tod und die Natur sind seine Richter.

Aerzte und Naturforscher haben an der atmosphärischen Luft einen sehr wichtigen Gegenstand zu Untersuchungen, Versuchen, Erfahrungen, deren Resultat für die Menschheit ungleich wesentlicheren Vortheil bringen wird, als wenn sie Myriaden neuer Arzneimittel auffänden, ihre Wirkung bestimmten und bestätigten, denn an gehöriger Menge der besten Arzneimittel leiden wir keinen Mangel, wir müßten denn abermals auf den lächerlichen Gedanken gerathen, Wunderessenzen, Panaceen zu erfinden, da wir doch über den Ein-

fluß unseres Erdkörpers, ohne den wir nicht eine Secunde gehörige Erhaltung unseres Lebens genießen, noch so wenig Aufklärung besitzen. Man setze immerhin die Untersuchungen über neue Arzneimittel fort, vernachlässige aber dabei ja nicht die Erforschung desjenigen Körpers, den die Alten eben nicht in einem ungegründeten Sinne das Pabulum vitae nannten.

Röschlaub.

Das ganze Geheimniß der großen Lehre von der herrschenden Constitution und von dem epidemischen Einfluße beruht so zu sagen auf den Lebensveränderungen und Krankheiten der Atmosphäre. Hier wird Medicin und medicinische Beobachtung ein wesentlicher Theil der Naturkunde, und so wenig der Arzt den Physiker entbehren kann zur Erkenntniß der physisch-chemischen Eigenschaften der Atmosphäre, eben so wenig kann der Naturforscher den Arzt entbehren, um diese höhere und gewiß noch wichtigere Seite der Atmosphäre, ihre organisch vitalen Beziehungen kennen zu lernen. Beides vereinigt, giebt erst ein vollkommenes Ganze, eine vollkommene Meteorologie, oder vielmehr Atmosphärologie.

Hufeland.

VII.

Curiosa und Anekdoten.

Der Bauer Tod und sein Krautfeld. Ein Landmann, Namens Tod, hatte eines seiner Felder mit Kraut bestellt, jedoch das Unglück, es über eine Nacht durch Wetterschlag zu Grunde gerichtet zu sehn. Als dieß Aron, sein jüdischer Nachbar, gewahrte, sprach er: „Für den Tod is doch kaan Kraut gewachsen!"

Der himmlische Adel. Eine adeliche Dame lag krank und schickte ihre Wärterin in die Kirche. „Was hat der Pfarrer gepredigt?" fragte sie, als diese wieder zurückgekommen war. „O, er hat eine trostreiche Predigt gehalten!" erhielt sie zur Antwort: „er schilderte den Zustand des künftigen Lebens, und sagte unter Anderem auch, daß sich dort alle Stände gleich werden würden, und daß nach den Verheißungen der Schrift einst der Knecht so viel als der Herr, und die Magd so viel als die Frau gelten werde." „Der unwissende Mensch!" rief die Gnädige; „als ob wir Leute von Stande das zugeben würden! Ich sage dir vielmehr, daß der irdische Adel im Himmel noch weit adelicher werden wird, und daß dort vollends kein Bürgerlicher mehr geadelt werden kann, weil sich im Himmel keine Adelsbriefe mehr werden kaufen lassen.

Herr Leibarzt v. Rühl führte einst den Hofmedicus Brück in die großartigen Stiftungen seiner Gebieterin, der Kaiserin Mutter, in Petersburg. Auf meine Frage: ob nicht

im Fräuleinstifte, einer Erziehungsanstalt adeliger Waisen, krampfhafte Formen der Entwickelungskrankheiten zu interessanten Beobachtungen Anlaß geben? erhielt ich die bezeichnende Antwort: „Krämpfe sind nicht erlaubt!"

Eine sentimentale, hysterische Dame sagte alles Ernstes, als die Rede vom Sterben war, „ich — kann's nicht aushalten, ich bin zu schwach dazu." „„Seien sie deshalb außer Sorgen, ihr Arzt wird sie schon stärken;"" erwiederte Jemand aus der Gesellschaft.

Woher rührt das Wort Charlatan? — Vor alten Zeiten, als die Aerzte noch auf ihren Studirzimmern saßen, die Leiden ihrer preßhaften Mitbürger wogen, fühlten und tiefforschend in der Natur, den Hilfsmitteln gegen jene Leiden nachgrübelten, — fuhren sie noch nicht herum; ihre Wohnungen waren Lazarethe, aus denen sie sich von ihren, in dieselben aufgenommenen Kranken nicht entfernten, oder, wenn sie es thaten, zu Fuß ausgingen. Damals trat zu Paris ein Genie von Arzt auf, der besser für sich zu rechnen, als zu arzten verstand. Er hieß Latan. Dieser schaffte sich einen kleinen, mit einem Pferde bespannten Wagen (char) an, auf welchen er seine Arzneien für alle mögliche Krankheiten gepackt hatte. So zog er nun durch die Straßen von Paris, um sich Kranke aufzusuchen, und seine Arzneien, die er ausrief, an den Mann zu bringen. Er war der erste fahrende Doctor, und das Umherfahren durch die Straßen machte ihn berühmt. Sobald er angerollt kam, rief man ihm jauchzend entgegen: „Voilà le char de Latan!" und daher entstand das abgekürzte „Charlatan," welches in jenem barbarischen Zeitalter der Titel eines fahrenden Doctors war.

— In einem der lieblichsten Thäler der Pyrenäen lebt ein Hirt Namens Gastone Sacaze, der schon in sei-

nem 13ten Jahre sich zwei Instrumente gebaut hatte, um sich zu seinen eigenen Gedichten accompagniren zu können. In demselben Alter fand er ein botanisches Lehrbuch von Linnaeus. Von dem Pastor seines Orts verschaffte er sich nun eine lateinische Grammatik und Lexikon und lernte die Sprache hinlänglich, um das Werk verstehen zu können. Die nächsten 10 Jahre seines Lebens widmete er hierauf der Classifizirung der Pyrenäen-Pflanzen, wie denn auch der botanische Garten zu Paris ihm mehrere Species verdankt. Die in jüngster Zeit errichtete wissenschaftliche Akademie zu Pau hat den einfachen Hirten (da Gaston seine Lebensweise beibehält) 1841 zu ihrem Mitgliede zu ernennen nicht verschmäht.

Der berühmte Arzt Bordeu starb, während er eingeschlafen war. Eine geistreiche Dame sagte darüber: „Der Tod, aus Furcht vor ihm, hat ihn im Schlafe überfallen!"

Als ein Mensch erkrankte, der nicht im besten Rufe stand, sagte Jemand: Zum Glück hat er keinen edlen Theil, auf den sich das Uebel werfen könnte.

Ein Arzt schickte ein krankes Pferd zu einem Hufschmiede um es beschlagen zu lassen. Auf die Frage durch den Bedienten was er schuldig sei, ließ dieser ihm sagen: Ach! Collegen müssen von einander nichts nehmen.

Fragen

aus Obermeyers Entbindungskunst.

1. Wie verhält man sich mit der Taufe bei widernatürlichen Geburten? Da das Kind bei einer widernatürlichen Geburt einen Theil seines Leibes, welcher entweder ein Arm oder die Brust, der Bauch, der Rücken,

oder ein Schenkel, oder ein Knie, oder was es immer für ein Theil sein mag, zeigt, so muß die Hebamme jenes Glied, welches sie sieht, mit dem Wasser begießen, und zur nämlichen Zeit die Worte aussprechen: Wenn du lebest, so taufe ich dich. Oftmals geschieht es, daß das Kind mit einem brandigen oder geschwollenen Arm oder Fuß zuerst kommt, und also ein todtes Glied ist. Die Hebamme darf aber keineswegs schließen, daß das ganze Kind dieses Ansehen habe, und also nicht mehr lebend sein werde. Sie taufe ohne allen Zweifel den brandigen Arm oder Fuß mit dieser Bedingung: Wenn du lebest, so taufe ich dich u. s. w. So bald sie aber ein anderes Glied, das frisch und gesund ist, erhält, so wiederhole sie die Taufe mit dieser Bedingung: Wenn du lebest und noch nicht getauft bist, so taufe ich dich.

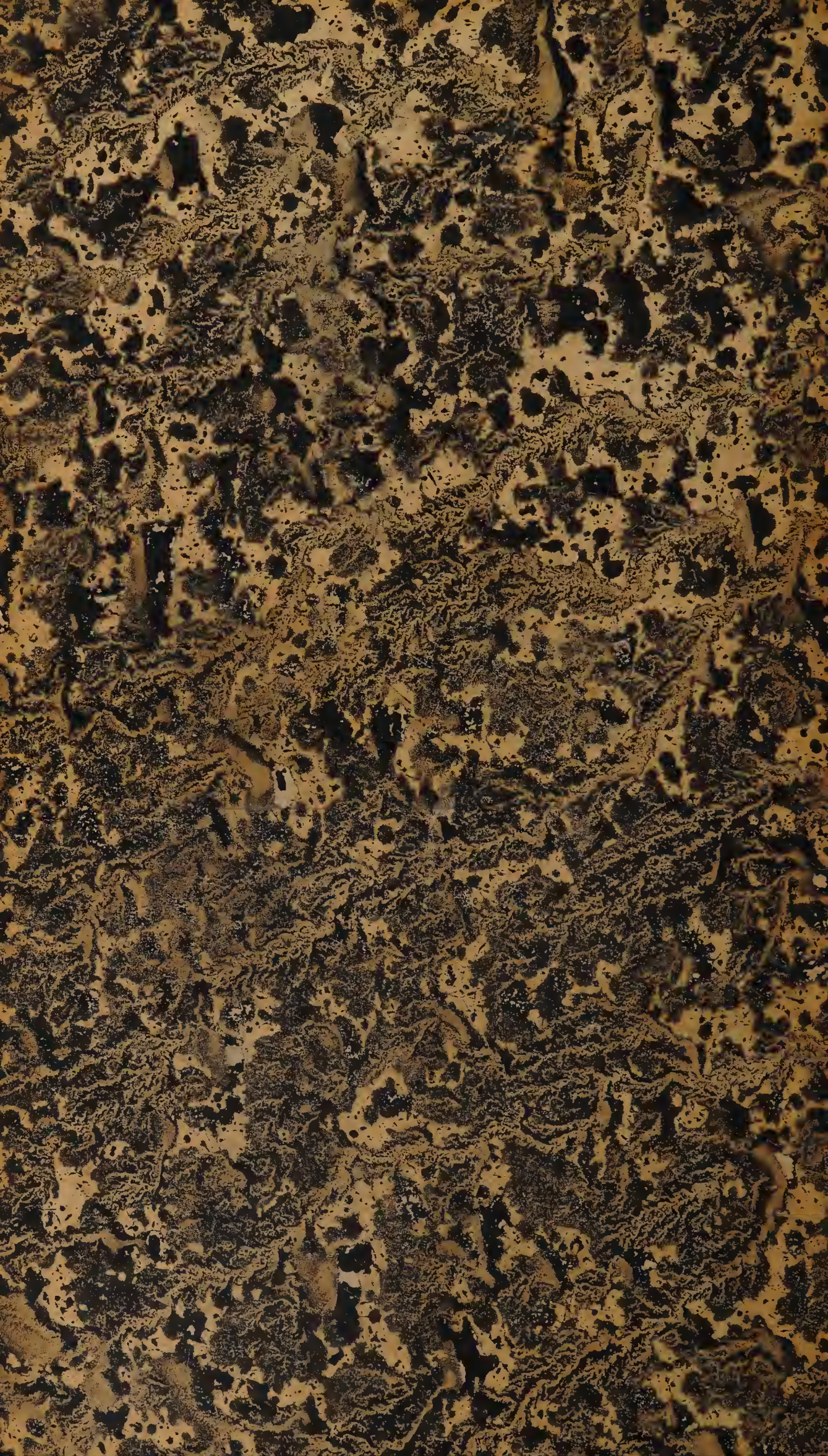
2. Wie tauft man das Kind, wenn es mit dem Hintern zur Geburt eintritt? Tritt das Kind manchmal mit dem Hintern ein und ist vielleicht, weil sich die Hebamme in diesem Falle nicht zu helfen wußte, schon zu stark in der Beckenhöhle eingeklemmt, so muß auch hier die Hebamme oder der Geburtshelfer, bevor sie an dem Kinde Hand anlegen, solches taufen; sie gießen also, ohne einiges Bedenken, das Wasser über den Hintern des Kindes mit dieser Formel ab: Wenn du lebest, so taufe ich dich u. s. w. So bald sie aber ein anderes Glied bekommen, so wiederholen sie die Taufe unter der nämlichen Bedingung: Wenn du lebest und noch nicht getauft bist, so taufe ich dich.

3. Darf man auch die Nabelschnur taufen? Fällt die Nabelschnur vor, so ist die Geburt für das Kind höchst gefährlich. Die Hebamme taufe die vorgefallene Nabelschnur ohne einiges Bedenken, wenn sie einen Pulsschlag in solcher fühlt, außer sie würde gar zu stark gedrückt, welches sie aber aus der Geschwulst erkennen kann. Sie taufe demnach die Nabelschnur unter der Bedingung: Wenn du

fähig bist getauft zu werden, so taufe ich dich. Sollte aber selbige mit dem Kopfe zugleich vorfallen, so muß die Hebamme den Kopf taufen mit dieser Bedingung: Wenn du lebest, so taufe ich dich.

---

4. Ist es auch erlaubt, den Mutterkuchen zu taufen? Weil der Mutterkuchen, wenn er zur Geburt vorliegt, solche sowohl für die Mutter, als das Kind höchst gefährlich macht, so darf die Hebamme auch diesen mit der Bedingung taufen: Wenn du fähig bist getauft zu werden, so taufe ich dich ꝛc. In allen diesen Fällen kann die Hebamme auf den vorgefallenen Theil des Kindes das Wasser mit hohler Hand gießen; oder sie kann sich eines mit Wasser benetzten Schwammes, oder in harten Umständen, wo sie das Wasser auf eine solche Weise nicht so leicht anbringen kann, einer kleinen Spritze bedienen.

Aus Obermayers Entbindungskunst. S. 410.

Leipzig, Druck von Fr. Andrä.